



Berlin, den 17. November 1900.

Moabiter Dramaturgie.

Der Reichstag wird in den ersten Tagen seines neuen Lebens einen schweren Stand haben. Monate lang wurde sein Wort sehnstüchtig erwartet und nun muß er schreien, wenn er überhaupt Gehör finden will. Vergessen ist China, das Bündniß mit den Briten, der im Asbesthaus zum Schweiger gewordene Oberbefehlshaber, vergessen sind sogar die beiden letzten Skandale: das Buch der Gräfin Wedel und der Fall Woedike-Bueck. Das Buch wird unter allerlei harmlosen Titeln noch in die Gesellschaft geschmuggelt, die sich selbst gern die gute nennt, und von dem Fall Bueck wird wieder gesprochen werden, wenn der Generalsekretär des Centralverbandes Deutscher Industriellen das Original eines der von ihm versandten Sammelbriefe dem Reichstag vorlegt und bündig erklärt, wie es möglich war, daß er im Hochsommer 1899 — aus dieser Zeit sollen nach seiner Angabe die Briefe stammen — von der „Agitation für den Entwurf eines Gesetzes zum Schutz des gewerblichen Arbeitsverhältnisses“ reden konnte, trotzdem damals der Gesetzesentwurf, den er nur meinen kann, unter dem Pseudonym der Zuchthausvorlage längst bekannt geworden und schon in erster Lesung beraten war. Einstweilen sind diese Dinge sämmtlich vergessen. Das schlechte Gedächtniß der Völker hat seit Jahrtausenden den Mächtigen unschätzbare Dienste geleistet. Die öffentlich Meinenden horchen nach anderer Richtung und haben keine Lust, sich um die langweilige Politik zu kümmern. Morgens und abends fliegt, wenn die Zeitung kommt, das Auge nur flüchtig über Depeschen und Kurse hin und bleibt dann auf der Seite haften, wo in fetten Lettern die Ueberschrift prangt: „Prozeß Sternberg“. Nur König konnte damit konkurriren; aber in König haben die antisemitischen Agitatoren eine Nieder-

lage erlitten, die Hoffnung, einen jüdischen Ritualmord auf preussischem Boden entdecken zu können, ist vorläufig geschwunden, und daß der königliche Oberstaatsanwalt gesagt hat, er habe sich die berliner Kriminalkommissar anders vorgestellt, als er sie nun kennen gelernt habe, kann höchstens Den interessieren, der bestraft worden ist, weil er diese Beamten für ungeeignet zur Ermittlung schwieriger Fälle hielt. Jetzt behauptet Herr August Sternberg allein das Feld. An jedem Stammtisch, in jedem Straßenbahnwagen wird von ihm gesprochen und bald wird wahrscheinlich der Direktor der Deutschen Kredit- und Bau-Bank in Fig. der Held eines Kolportageromans sein, denn ein noch größerer Absatz sicher ist als weiland dem Scharfrichter von Berlin. Schwer ist dieser Roman nicht mehr zu schreiben; der wichtigste Stoff ist schon zusammengebracht und die Zahl der Mitarbeiter ist Legion. Drei Tage nach dem Urtheil kann ein schnell dichtendes Genie die wundervollste Hintertreppengeschichte fertig haben, die je das tugendsame Herz einer Köchin irrwonnigem Schauer erbeben ließ. Ein Millionär, der mit Personen unter vierzehn Jahren unzüchtige Handlungen vorgenommen haben soll, also nach § 176^b des Strafgesetzbuches mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft werden kann. Ein Millionär? Das klingt zum Erbarmen armsälig. Nein, ein Mann, der nach der Versicherung seiner nächsten Freunde achtzehn Millionen Mark besitzt. Zweimal war er des Mißbrauches geschlechtlich Minderjähriger angeklagt. Einmal ist er verurtheilt worden. Das Reichsgericht hat das Urtheil aufgehoben, weil es fand, man habe der Verteidigung im Hauptverfahren nicht genug Freiheit gewährt. Und nun kämpft der Mann mit den achtzehn Millionen, der seit elf Monaten in Untersuchungshaft sitzt, um sein armes Krösusleben. Neben ihm auf der Anklagebank sitzen zwei Mädchen und ein Mann, die sein Verbrechen begünstigt haben sollen. Eine Zeugen-schaar, die aus den dunkelsten Höhlen der Hauptstadt aufgeschaukelt scheint, schiebt sich ins helle Licht des Gerichtssaals: Prostituirte, Kupplerinnen, Zuhälter, Absteigequartierwirthinnen, Detektios mit ihren von der Straße aufgesehenen Gehilfen. Ein Polizeidirektor mit adeligem Namen muß bekennen, daß er von dem Angeklagten Geld geborgt und Geschenke erhalten hat. Ein Schutzmann sagt aus, der adelige Polizeidirektor habe ihm weitere Ermittlungen in der Sache Sternberg unmöglich gemacht und ein Kriminalkommissar habe ihm Hunderttausende versprochen, wenn er gegen Sternberg nichts mehr unternehme; der selbe Schutzmann beschuldigt den berühmtesten deutschen Verteidiger unanständiger Handlungen. Die gefährlichste Zeugin ist nach Amerika befördert worden und es steht fest, daß der Angeklagte ihr die

Reise bezahlt und seitdem mehrmals Geld geschickt hat. Das dreizehnjährige Mädchen, auf dessen Zeugniß jetzt Alles ankommt, hat seine Aussage völlig verändert; es erklärt, die frühere Aussage sei ihm von dem Kriminalschutzmann, der so furchtbare Augen habe, aufgezwungen worden, und bleibt hartnäckig dabei: „Ich habe mit Herrn Sternberg nie Etwas vorgehabt.“ Fast jeder Zeuge weiß von Versuchungen, die ihm genacht, von großen Summen, die ihm geboten seien, zu berichten. Unfindbare Männer sind unter verschiedenen Namen in alle Winkel gekrochen und haben mit Goldstücken, mit blauen und braunen Scheinen, je nach dem Werth des Zeugnisses, eine dem Angeklagten günstige Aussage zu sichern gesucht. Und dieser Angeklagte selbst erzählt eine Schauer Geschichte von einem Komplott, dessen Opfer er werden solle. Eine frühere, seit beinahe zwanzig Jahren aus seiner Gunst verstößene Liebste habe ihren unersättlichen Frauenhaß auf den Schutzmann mit den furchtbaren Augen übertragen — auf den selben Schutzmann, der den Polizeidirektor und den Kriminalkommissar beschuldigt hat — und an dieses im Haß vereinte Paar habe sich eine ganze Gypressebande gehängt, deren Wuth wach geworden sei, weil ihre Hoffnung auf die Millionenbeute sich nicht erfüllt habe. . . Kann die Politik, selbst die an bunten Abwechslungen reichste, solche Sensationen bieten? Und ist's ein Wunder, daß man von den lumpigen zwölftausend Mark nichts mehr hören will, seit von Moabit her der Goldglanz der achtzehn Millionen leuchtet? Schon jeder sichtbare Zusammenstoß von Polizei und Prostitution rüttelt die Neugier auf und reizt die Dirne zu romanhaften Vorstellungen. Pariser Polizeidirektoren, an ihrer Spitze der geriebene Canler, haben selbst ja erzählt, daß alle Lustknaben und sehr viele Dirnen der Sûreté Spionendienste leisten; ob es im neuen Berlin nicht am Ende auch so weit ist? Und nun tritt noch ein nach der Gründermode aufgeputzter Monte Christo in den Gräuelfreis, ein geheimnißvoller Wüfling, dessen Agenten den Weg zur Hölle mit Goldstücken pflastern. Als Petronius, Neros arbiter elegantiarum, seine Satiren erscheinen ließ und beschrieb, wie die geist Quartailla an der Desflorirung der kleinen Pannychis den gierigen Blick weidete, kann das Staunen nicht größer gewesen sein.

Aber Berlin ist nicht das iberonische Rom, ist nicht einmal Canlers Paris. Man muß bedauern, daß der moabiter Gerichtsjaal so klein und daß der Eintritt nur mit besonderer Erlaubniß gestattet ist. Der Zeitungsleser denkt an sardanapalische Orgien, an üppige Brunnstefte nach dem berühmten Muster des Marquis de Sade; sähe er das elende Menschenhäuflein aufmarschiren, dann würde er Den nicht beneiden, der in dieser schmierigen Welt

die Bier gestiftet haben soll. Der Mann mit den achtzehn Millionen trägt einen schlecht sitzenden Rock und ist während der Pause Weinbeeren, die das mitangeklagte Fräulein, eine Genossin seiner verschwiegenen Freuden, ihm in einer feuchten Papierdüte hinüberreicht. Die zum Zeugniß berufenen Prostituirten sehen aus, als seien sie im Magdalenenstift ausgesucht, um lasterhafte Männer von Sünden zu entwodhnen; nur in den entlegensten Vorstädten trifft man nachts noch solche Gestalten. Und die Hauptzeugin, die dreizehnjährige Frieda Woyda? Wer im Lehrbuch der Perverfitäten geblättert hat, kennt den Typus der *petite agenouillée*, das Urbild des Barrisonismus, und erwartet, im Gerichtssaal eins der kokett zurechtgemachten Kinder zu finden, die im Orient und auf den äußeren Boulevards der argen Lutetia mit graziilen Formen und alten Dirnenaugen die Fremden an sich zu locken suchen. Das angebliche Opfer sternbergischer Niedertracht gleicht ihnen in keinem Zug. Ein ganz unentwickeltes, kaum zehnjährig scheinendes, ärmlich gekleidetes Kind, das mit seinem mageren, blassen Großstadtgesicht und den dünnen, strohblonden Zöpfen in einer Kellerwohnung nicht durch den allergeringsten Reiz auffallen würde. Und neben dieses Waisenhauskind, das in seinem abgeschabten Wintermantel bejammernswerth aussieht, tritt von Zeit zu Zeit der nicht minder berühmte Schutzmann, der gar nichts vom Oger, aber sehr viel vom kleinen Grünframhändler hat und dem man, wenn er sie nicht selbst eingestanden hätte, galante Abenteuer wirklich nicht zutrauen könnte. Welche widrige Kümmerlichkeit! Zolas Saccard, der, wie Sternberg, ein Gründer war, wie Sternberg, um seine Spekulationen zu fördern, sich eine Zeitung schuf und die Sexualneigungen hatte, deren der Direktor der Deutschen Kredit- und Bau-Bank in *liq.* beschuldigt wird, bezahlte sich immerhin doch eine echte Baronin. Rein: Berlin ist nicht Babylon, nicht Rom, nicht Paris. In Moabit fände der Zuschauer keine orgiastische Stimmung. Schade, daß der Masse das Jammerbild nicht entschleiert wird.

Dem Erfolg des Kolportageromans wäre solche Enthüllung nicht nützlich. Die Zugelassenen würden sich bald die Nase zuhalten und die Abgehärteten würden merken, daß ihnen eigentlich nichts Neues gezeigt wird. Von schweren Kuppelleien und schlimmen Perverfitäten haben sie in den Büchern Parent-Duchatelets und Krafft-Ebing's genug gelesen; auch die Herren Eulenburg und Röll, die als Sachverständige die dunkle Kinderpsyché der Woyda beobachteten, haben das Gebiet der Sexualverirrungen oft anschaulich beschrieben. Daß es unter den schlecht bezahlten Polizeileuten, die nicht selten vorher schon irgendwo schiffbrüchig waren, schwache Men-

schon giebt, die ihre Macht manchmal mißbrauchen, um Schulden tilgen, Schloßabzüge trinken oder an feilen Reizen naschen zu können, wußte jeder Erwachsene, ehe von Sternbergs Thaten die Kunde kam. Den gewissenlosen Detektiv wagt man heute kaum noch den Köchinnen vorzuführen. Und daß der Reiche auch in einem Beamtenstaat von unangetasteter Gesundheit allerlei Mittel hat, sich dem — meist recht unsicher packenden — Arm der Gerechtigkeit zu entziehen, ist die älteste aller alten Geschichten. Hätte sonst Mischylos schon von dem Abscheu gesprochen, den das dem Griechen zur lebendigen Persönlichkeit gewordene Recht vor dem blinkenden, lockenden Goldglanz empfindet, und hätte Demosthenes in einer berühmten Rede die athenischen Männer ermahnt, die strafbare Hybris des Vielvermögenden, den Frevel des Reichen nicht milder zu ahnden als das Vergehen des Armen? Ganz so leicht wie in den stillen Oligarchien entschwundener Tage haben es die großen Diebe übrigens doch nicht mehr; wenn sie in offenen Konflikt mit dem Strafgesetz kommen, regt sich gegen sie das Massenressentiment der Mühsäligen, die sich von dem lange beneideten Krösus jeder Schandthat versehen zu können glauben. Diese Stimmung kann natürlich erst sichtbar werden, wenn der Millionär vom Schutzmann aus seinem Luxusleben gerissen ist. Vorher kann er mit seinem Geld die Spur üblen Thuns verdecken; ist er einmal gefaßt, dann droht gerade ihm die härteste Strafe... Solche Gemeinplätze muß man beschreiten, um zu erkennen, wie wenig Neues der Sternberg-Skandal bietet. Trotzdem wird er wie ein nie erschautes Wunder, wie das spannendste aller Kriminaldramen der letzten Jahre bestaunt und er würde, selbst wenn die handelnden und verhandelnden Personen in hellere Beleuchtung gerückt werden könnten, nur einen geringen Theil seines Publikums verlieren. Der Glanz würde erbleichen, Sardanapal und Monte Christo müßten schnell verschwinden; aber schmutziges Elend ist jetzt ja in der Mode. Und die schwere Kunst, Menschliches menschlich zu sehen, scheinen die Vielzuvielen nie lernen zu wollen.

Seit ungefähr zehn Jahren wird uns erzählt, sie hätten es wider Erwarten doch endlich gelernt. Ein neues Dichtergeschlecht, hieß es, ist gekommen, das uns von dem alten Trödel für immer befreien wird, und dieses Geschlecht wird seinen Richterstuhl auf die Bretter stellen, die der herbeiströmenden Masse nun eine reale, nicht länger eine erlogene Welt bedeuten sollen. Künftig wird es keine erklügelte Teleologie, keine Zwangsvorstellung eines allbeherrschenden Dualismus mehr geben; die neuen Dichter werden die schlichten Erscheinungen dieser Erde nicht mehr durch ein vergrößernes Glas betrachten, nicht mehr Gegensätze konstruieren, wie sie, so deutlich und scharf

abgegrenzt, die Wirklichkeit niemals zeigt. Der moderne Mensch will sich selbst, will den Nächsten erkennen lernen. Nichts Anderes dünkt ihn der Mühe des Aufhorchens, des Nachdenkens werth. Er hat von Weill gelernt, daß vollkommene Bösewichte hienieden vielleicht noch seltener sind als Engel, und von Taine, daß er in Tugend und Laster natürliche Produkte wie Zucker und Bitriol zu sehen hat. Er mag sich von Täuschern und Täuschern nicht länger foppen lassen. In seinem Bewußtsein herrscht, seit die romantischen Nebel wichen, das Gesetz der Kausalität; und dieses Gesetzes Walten sucht er fortan auch in der Poetenwelt. Und weiß man im Land neuer Erkenntniß vom Einfachen sacht zum Komplizirteren fortschreiten muß, läßt er sich willig zuerst zum niederen Menschengethier führen. Das wird besonders für die soziale Erziehung sehr nützlich sein. Mit den gut Bekleideten hat man sich lange genug beschäftigt; jetzt wird man das Leid der Aermsten mit leiden lernen. Es war eine Zeit herrlicher Hoffnung. Der Naturalismus verhieß eine Renaissance Menschen schaffender, Menschenhirne erhellender Kunst, — einer Kunst für das ganze Volk. Das war der gefährliche Punkt. Wie sollte ohne Kultureinheit solche Kunst möglich sein? Daran hatte man im ersten Freudenrausch nicht gedacht. Und doch hatte der Mann, von dem das neue Schlagwort in die Mode gebracht worden war, hatte Zola früh schon vor dem Bahn gewarnt, die grobe Sensation könne je die Wirkung versagen, die Menge je an grell beleuchteter Melodramatik die Lust verlieren; den Segnern, die höhrend auf d'Ennerys Massenerfolg wiesen, hatte er zugerufen: *Le public ira toujours fatalement à des spectacles pareils, comme il va voir guillotiner, rue de La Roquette, ou comme il se précipite dans une rue pour regarder un homme écrasé. Le plaisir est tout physique. La chair est prise, les nerfs sont secoués, les larmes coulent quand même. C'est d'un effet sûr et violent, contre lequel les raisonnements littéraires, les questions de goût n'ont aucune prise.* Die von der Höhe des Intellektuellen herab gesprochenen Worte konnten den Demokraten nicht angenehm ins Ohr klingen; doch die Erfahrung eines Vierteljahrhunderts hat uns gelehrt, daß der Erbe Hugos schärfer sah als die geschäftigen Verkünder der neuen Massenkunst. Längst schon hören wir, der Naturalismus sei „überwunden“, und über ein Kleines werden auch die Kurzsichtigen die alte Hintertreppe wiedererkennen, die jetzt nur blank geschauert und elektrisch beleuchtet ist. Manchmal liegt auch ein Perserteppich auf dem morschen Holz.

Zwei Beispiele. Zwei Dramen, die seit Wochen in den als besonders modern gerühmten Schauspielhäusern der Reichshauptstadt aufgeführt werden.

In einem Nothstandsjahr hat ein ostpreussisches Gutsbesitzerpaar, dem es noch leidlich ging, zwei fremde Kinder ins Haus genommen. Der Knabe ist der Sohn eines dem Gutsherrn verschwägerten Junkers, der sich, weil er seine Hypothekenzinsen nicht zahlen konnte und fällige Ehrenscheine umlaufen hatte, eine Kugel vor den harten Kopf schoss. Das Mädchen ist die Tochter der unverehelichten Weizkalmene, einer versoffenen, diebischen Landstreicherin. In beiden Nothstandskindern regt sich das ererbte Blut. Der Sohn des Junkers wird ein stolzer, irrlichtelirender Phantast, der keinen Herrn über sich dulden will, für Heidenkraft und Heidenmuth schwärmt und doch das schwindlige Gewissen des eng an die Alltagsbehaglichkeit geketteten Philisters hat. Die Tochter der vom Alkohol vergifteten Diebin hat die typischen Tugenden und Laster jeder Sklavenkaste: sie dient willig und arbeitet ohne Murren von früh bis spät, aber sie ist unaufrichtig, stiehlt sich die Genüsse, die das Schicksal den Sonntagkindern beschert, und glaubt sich an das Sittengesetz der bürgerlichen Welt nicht gebunden. Mit den Beiden wächst ein Mädchen auf, das der Guts herrschaft spät geboren ist, ein nettes, dummes Ding, das gern lacht, eine hübsche Mitgift zu erwarten hat und den Ehemann einst zärtlich lieben und, wenn er sich gefallen läßt, ehrefürchtig anbeten wird. Diesem Jüngferchen verlobt sich der Sohn des Junkers. Eine Weile hat er an die Pflegechwester gedacht. Die schien sich um ihn aber nicht zu kümmern; und am Ende wäre es auch eine schlechte Partie. Man muß sich in die Verhältnisse schicken, braucht deshalb aber die Blume, die am Wege blüht, nicht zu verschmähen. „Einmal im Jahr ist Freinacht“, sagt der junge Herr; „da erwachen in unseren Herzen die wilden Wünsche, die das Leben nicht erfüllt hat und — wohlverstanden — nicht erfüllen durfte.“ Morgen wird er mit seiner Trude sitz sam vor den Altar treten und in geziemender Ergriffenheit dem Wort des greisen Predigers lauschen; aber heute ist Freinacht, heute kann er, während draußen die Johannisfeuer verglimmen, Marikke, das Heimchen des Hofes, brünstig umfassen. Sie giebt sich ihm ohne Sträuben, bietet sich ihm beinahe an; sie hat zum ersten Mal ihre Mutter gesehen und hofft, im Rausch Erlösung von Elend und Grausen zu finden. Am nächsten Morgen reichen sie einander ohne Reue die Hände. Herr Georg von Hartwig zerdrückt ein Thränchen im Auge, schäkert gleich danach aber schon wieder mit seiner Trude und wird ein guter Normalhemann werden, der — „wohlverstanden!“ — mit den wilden Wünschen immer geduldig wartet, bis Freinacht ist. Und Marikke wird in Berlin jenseits von Gut und Böse ihr Glück versuchen . . . Das ist der Inhalt des Schauspiels „Johannisfeuer“, das Herr Hermann Sudermann erdacht und gedichtet hat.

Es hat dem Publikum nicht gefallen. Warum, da es doch nicht schwächer und an Spannungreiz kaum ärmer ist als andere romanhafte Dramen des selben Verfassers? Die Antwort ist einfach: weil ihm die sympathischen Rollen fehlen. Sympathisch sind nicht nur die Engel, sondern unter Umständen auch die Teufel. Einheitslichkeit wird verlangt, Vollkommenheit im Guten oder im Bösen. Was soll man mit einem Paar anfangen, das weder ganz gut noch ganz böse ist? Herr Sudermann hat versucht, seine Homunkel in verschiedener Beleuchtung zu zeigen; für solches Vermessen wäre er bestraft worden, selbst wenn die Schöpferkraft in ihm stärker wäre. Nur zwei Gestalten haben den Weg zum Herzen der Hörer gefunden: die Weiskalnene, die Lotte Birch-Pfeiffer auf die zitternden Beine gestellt haben könnte, und ein fideles Landpastor, der gern einen Humpen hebt, den lieben Gott einen guten Mann sein läßt und zwischen zwei Schnäpsen die erbaulichsten Dinge von sich giebt. Die Weiden passen in die Bretterwelt; bei ihnen weiß Jeder gleich, wo und wie. Die anderen Johannisseuerleute sind zu komplizirt, als daß sie leidenschaftliche Liebe oder leidenschaftlichen Haß wecken könnten. Daher die Kälte im Westen. Der literarische Ehrgeiz hat dem geschicktesten Theatraliker zum dritten Male einen Strich durch die Jahresrechnung gemacht.

Ein Anderer, der bisher für seiner galt, hat sich mit solchem Gepäc nicht belastet; er hat, nach manchem mißlungenen Versuch, den Dornenweg zur modernen Tragikomoedie zu erklimmen, dem Theater gegeben, was des Theaters ist, und sein Lohn war ein Sieg auf der ganzen Linie. Der Glückliche ist Herr Hartleben; sein Stück heißt „Rosenmontag“. Hans, ein Lieutenant, liebt Gertrude, ein Bürgermädchen. Das Paar ist so glücklich, wie zwei junge Menschen zu sein pflegen, wenn sie in jeder freien Stunde, bei Tag und bei Nacht, einander Herzen dürfen. Doch mit des Geschickes Mächten ist noch immer kein ewiger Bund zu flechten. Hans wird auf vier Wochen zur Dienstleistung bei der Gewehrfabrik kommandirt und Gertrude bleibt trauernd in der rheinischen Garnisonstadt zurück. Zwei Verwandte Hansens machen sich an sie, laden sie, unter dem Vorwande, der Geburtstag des abwesenden Liebsten müsse festlich begangen werden, in die Wohnung eines reichen, als Frauenjäger bekannten Kameraden und geben ihr dort mehr Wein zu trinken, als sie vertragen kann. Dieses ist, Jeder merkt's, eine Intrigue. Hans soll von dem nicht standesgemäßen Verhältniß „losgeist“ und vortheilhaft verheirathet werden. Gertrude schläft bei dem Gelage ein, erwacht, unter dem Hohngelächter der beim Feu sitzenden Offiziere, am hellen Morgen, — und Hans erfährt durch die Vermittlung der zärtlichen Verwandten, wie sein Mädcl, das ihm so

sehnfüchtige Briefe schreibt, sich bei Nacht amüßirt. Den armen Jungen wirft die Nachricht aufs Krankenlager. Als er sich nothdürftig erholt hat, giebt er dem Regimentskommandeur das Ehrenwort, daß die Geschichte mit der Kleinen für immer vorbei ist, und entschließt sich, der Schwiegersohn eines reichen Kommerzienrathes aus der guten Stadt Köln zu werden. Doch bekanntlich sind sogar die feinsten Gespinnste nicht vor Löchern geschügt. Hans kehrt in die Garnison zurück, erfährt, welches schändde Spiel mit ihm getrieben ward, und preßt das schuldlos verdächtige Mädchen ans liebende Herz. Gertrude wird in seiner Kasernenwohnung gesehen. Der Enkel des Mannes, der des Regimentes Stolz ist, hat sein Ehrenwort gebrochen. Solche Sünde sühnt nur der Tod. Der Großvater fiel bei Mars-la-Tour und sein Bild hängt im Kasino . . . Noch ein toller, seliger Karneval; dann geht's gemeinsam auf die letzte Reise. Hans, der in Stunden menschlicher Schwäche auch Verse macht, hat es vorausgeahnt:

„Am Rosenmontag liegen Zwei,
Die kalten Hände noch verschlungen . . .“

Diese über jeden Begriff rührende Geschichte gefällt der ungemein modernen Kundenschaft des Deutschen Theaters sehr. Einzelne Leute, die auf höhere Bildung halten, schämen sich ein Bißchen und sagen zur Entschuldigung, die Haupthandlung sei zwar nicht viel werth, aber das Milieu, der Kasernen- und Kasinoton sei prachtvoll getroffen. Das ist eine schlechte Ausrede; gerade die Offiziere sind in Reden und Handeln so unpreußisch, daß man ihnen, wenn ein paar Wigblattwendungen ausgemerzt würden, die Uniform Milans oder eines anderen Balkanhelden anziehen könnte. Nein: der Kassenerfolg ist allein der rührenden Geschichte zu danken. Da giebt es Kabale und Liebe, da sieht man ganz gute und ganz böse Menschen, da weiß auch der Einfältigste stets, wen er bewundern, wen er verabscheuen soll. Und Alle sprechen, wie mans von je her in anerkannten, nach der Kunstregel stilisirten Büchern gelesen hat. Als das schlichte Bürgermädchen dem Liebsten die schreckliche Geburtstagsfeier geschildert hat, von der das ganze Unheil kam, macht es eine lange Pause und sagt dann „fest“: „Ja, Hans: so ist es gewesen. Ich verschweige Dir nichts, — nichts. So wahr ich Dich lieb gehabt habe und immer noch lieb haben muß, Hans: Das ist die reine Wahrheit. Am Abend des Tages bin ich in die Kirche gegangen und habe lange, sehr lange gebetet. Ich hatte Gottes Gebot übertreten, denn unsere Liebe war Sünde gewesen; und ich glaubte nun, Dies sei die Strafe.“ Und als es ans Sterben geht, sagt der Lieutenant „tiefernt“: „Ich habe schwere, unsühnbare Schuld auf mich ge-

laden. Ich habe meine Braut, ich habe ihren Vater, eine ehrenwerthe Familie betrogen, ich habe meinem Oberst das Wort gebrochen . . . Ich kann nicht mehr leben in dieser Welt; und eine andere habe ich nicht. Da soll denn wenigstens der Name Rudorff — (nach einem flüchtigen Blick zu dem Bilde seines Großvaters, schwer) Glaube mir, Du Liebe! Ich weiß schon, warum ich in den Tod gehe. Aber Du, Du . . ." So gehört es sich; so hat der Held, hat die Heldin immer gesprochen. Herr Hartleben soll ein Spatzvogel sein; nach der hundertsten Aufführung seines Stückes rückt er am Ende noch mit dem Geständniß heraus, er habe nur, „illuminirt und fresco“, nach Schillers Rath an die Dramatiker, zeigen wollen, wie wenig sich das hochwohlblöbliche Publikum in der strengen Naturalistenschule verändert hat.

Es wird sich so bald auch nicht ändern, nicht vor der Bretterbühne und nicht im Tribunal. An beiden Orten fordert es die schärfste Scheidung der Guten von den Bösen, will es bewundern oder verwünschen. Der verliebte Lieutenant soll ein lichter Held, der erotomanische Millionär ein pechschwarzer Schurke, der Kriminalschuymann ein finsterner Dämon sein. Die Lehre, Menschen menschlich zu sehen, klingt ja recht gut und ein Mahabbh, der den ganzen Tag nichts zu thun hat und die göttlichen Nerven nicht erst aufzupfeischen braucht, kann sich solchen Luxus gestatten. Die Masse macht sich aus dem einzelnen Individuum nicht viel und hält sich bei komplizirten Naturen nicht gern lange auf. Das hat die Sozialdemokratie erkannt und deshalb das Erdengethier in Wölfe und Lämmer getheilt; sie hat stets ein paar Todsünder im Fegefeuer und so kann in ihrem Reich die Politik nie „sachlich“, nie langweilig werden. Wir bilden uns gar zu leicht ein, die Menschenwelt sei anders geworden, seit jeder Bildungsphilister von Determinismus, Kausalität, Psychophysik und ähnlichen Dingen redet, die doch selbst den Wohlhabenden Fremdwörter ohne verständlichen, Willen und Vorstellung bestimmenden Sinn geblieben sind. Um ernüchert zu werden, müssen wir moderne Schauspielhäuser besuchen oder Berichte über sensationelle Gerichtsverhandlungen lesen. Dann merken wir, daß es noch unentweihete Stätten giebt, in die der modische Unfug nicht dringen darf und wo in fleckenloser Reine die alte, bewährte Melodramenpsychologie herrscht. Da wird noch vom freien Willen des aufrecht schreitenden Bierfüßlers, von Menschenwürde und Weltordnung wie von selbstverständlichen Wahrheiten gesprochen. Da geht man in sich, legt den alten Adam ab und beginnt, weil ein schönes Wort das Gewissen aus träger Ruhe geweckt hat, ein neues, geläutertes Leben. Das ist höchst lehrreich und außerdem schmeichelhaft für den homo sapiens, der sich von Allem, was sonst

freucht und fleucht, gern unterschieden sieht. Der Prozeß Sternberg scheint sich ja noch ein hübsches Weischen hinzuziehen. Wie wäre es, wenn Dramatikern und Solchen, die es werden wollen, die freien Zuschauerplätze reservirt würden? Sie könnten draußen was lernen; namentlich für die Anfertigung von Volksstücken, an denen doch Mangel ist, sind die Lehren der moabiter Dramaturgie geradezu unschätzbar. Man muß die tiefe Nührung miterlebt haben, die den Saal ergriff, als Fräulein Ehlert zu weinen anhub und dann, noch immer schluchzend, gestand, sie habe den Hohen Gerichtshof bisher schmachlich belogen. Es war „wie im Theater“; das Tribunal wurde zur Szene. Und am nächsten Tage wars wieder sehr rührend, als Vater Ehlert erzählt, sein Töchterchen habe sich schon mit fünfzehn Jahren herumgetrieben, in der Charité gelegen und im Gefängniß gefessen und sei von Kindesbeinen an eine verlogene Kröte gewesen, die sogar die eigenen Eltern verleumdete habe. Wäre der Vater gleich nach der Tochter zum Wort gekommen, dann hätte man sich über den Mann geärgert, der mit rauher Rede in eine holde Vorstellung brach. So aber folgte auf genußreiche Nührung nicht minder genußreiche Empörung; und wenns an den Tag kommen sollte, daß der Vater gesunkert und die Tochter die Wahrheit gesprochen hat, dann hätten die Hörer obendrein noch eine neue Sensation und könnten abermals tief gerührt und höchst empört sein. Welche Thorheit war es, zu glauben, die Geschichte des Mannes mit den achtzehn Millionen könne ihre Spannkraft verlieren, weil sie in der Nähe gar so erbärmlich aussieht! Auch in der Nähe braucht man nicht zu fragen, wie das Wesen der Menschen geworden ist, kann man sich mit ganz Guten und ganz Bösen begnügen. Ein reicher Wüßling, reuige Magdalenen, schielende Kupplerinnen, unheimliche Polizeischergen, mit allen Hunden gehegte Detektivs, im Hintergrunde ein Millionenhort, aus dessen unerschöpflicher Fülle Eide gekauft und Tugenden vernichtet werden: ob nicht schon irgend ein Felix Philippi zum Meisterstück die Feder ansetzt? . . . Das Genie des Herrn August Sternberg hat einst den Mutterchoß der berliner Presse befruchtet; vielleicht wird eine wesentliche Förderung der deutschen Dramatik in Eq. die letzte Lebensthat des bestehenden Helden sein.



Getreideterminhandel.

Daß durch den Terminhandel in Getreide die Landwirtschaft empfindlich geschädigt wird: darüber sind die Agrarier aller Länder einig. Ob aber über das Wesen des Terminhandels die selbe Uebereinstimmung herrscht, scheint mir zweifelhaft, denn die Beantwortung der Frage, was eigentlich unter „Terminhandel“ zu verstehen sei, ist nicht so einfach und leicht, wie man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt sein könnte. Das nämlich, was beim Terminhandel nach außen sichtbar hervortritt, ist nicht sein eigentlicher Kern.

Zunächst präsentiert sich der Terminhandel — wie schon der Name andeutet — als ein Handelsgeschäft, bei dem nicht eine gegenwärtige, sondern eine künftige Waare verkauft und gekauft wird; das Geschäft wird heute abgeschlossen, aber mit der Verabredung, daß die Waare zu einem späteren Termin geliefert werden soll. Hierin kann jedoch keine besondere Eigenthümlichkeit dieser Art von Handelsgeschäften erblickt werden, denn Lieferungs-geschäfte werden täglich abgeschlossen; und wer sich heute einen Anzug beim Schneider bestellt, schließt eben ein Geschäft ab, bei dem verabredet wird, daß die Waare nach Ablauf von so und so vielen Tagen abgeliefert werden soll.

Als eine fernere — für den Getreideproduzenten überaus gefährliche — Eigenthümlichkeit des Terminhandels wird der Blankoverkauf oder der Verkauf von „Papiertweizen“ bezeichnet. Es kommt nämlich häufig vor, daß der Terminspekulant Getreidequantitäten anbietet und effektiv verkauft, die er selbst noch gar nicht besitzt. Man darf jedoch nicht vergessen, daß alle solche Vorkommnisse sich ganz allmählich und von selbst entwickeln. Man stelle sich den Besitzer einer größeren Mühle vor, der von dem ganz selbstverständlichen Streben befeuert ist, seine Mühle das ganze Jahr hindurch ununterbrochen voll beschäftigt zu sehen, und nehme an, daß der Getreidehandel noch nicht die heutige Entwicklungstufe erreicht hat. Da kaum anzunehmen ist, daß unser Müller das Geld hat, um schon im Herbst das ganze Getreide anzukaufen, das seine Mühle im Laufe eines Jahres vermahlen kann, so wird sich der Mann wahrscheinlich an einen Makler wenden und ihn ersuchen, er möge periodisch (etwa zu Beginn eines jeden Monats) das erforderliche Getreide herbeschaffen. Der Makler wird als gewissenhafter und vorsichtiger Mann nicht mehr versprechen wollen, als er thatsächlich leisten kann; er wird daher den Auftrag annehmen und versprechen, daß er regelmäßig im Kreise der Landwirthe und Getreidehändler Umschau halten und jedesmal zum Monatsbeginn den Getreidebesitzer namhaft machen wolle, der das gewünschte Getreidequantum zu verkaufen geneigt wäre. Geht Das eine Zeit lang so fort, ist vielleicht in der Zwischenzeit der Getreidehandel etwas lebhafter

geworden und hat sich der Makler im Lauf der Jahre eine genauere Kenntniß des Getreidemarktes und der Getreidelieferanten erworben und glaubt er, auf diese Weise besser zu fahren, so wird er wahrscheinlich dem Mühlenbesitzer sagen: „Mähle ruhig weiter; ich selbst verpflichte mich, Dir monatlich die gewünschte Getreidemenge zu dem und dem Preise zu liefern, und bin erbötig, Dir — falls ich wortbrüchig werden sollte — die und die Konventionalstrafe zu zahlen.“ Kommt das Geschäft zu Stande, so liegt ein regelrechter Blankoverkauf vor, denn der Makler verkauft heute schon bestimmte Getreidemengen um einen bestimmten Preis auf bestimmte Fristen, Mengen, die er heute selbst noch nicht besitzt. Und trotzdem ist der Vorgang kein schwindelhafter, weil der Makler auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen und seiner Kenntniß der Verhältnisse genau weiß, daß er jedesmal zur rechten Zeit in der Lage sein werde, sich das erforderliche Getreidequantum um den und den Preis zu beschaffen. Der Bauunternehmer thut in unzähligen Fällen das Selbe; denn er verpflichtet sich schon heute, dem Bauherren im nächsten Jahr ein Haus nach den vorliegenden Plänen fertig zu stellen, obwohl er vielleicht genau weiß, daß die Ziegel zum Hausbau noch nicht einmal gebrannt, daß die Thüren und Fenster, die er in dem Hause anzubringen haben wird, sammt den dazu gehörigen Schließern und Beschlägen noch nicht hergestellt sind, und dennoch findet Niemand einen solchen „Blankoverkauf“ anstößig. Der Bauunternehmer kennt eben die Verhältnisse und weiß, daß er stets Leute finden wird, die ihm die gewünschten Ziegel, die Balken oder Eisen-Traversen, die Thüren und Fenster, die Tapeten u. s. w. um den und den Preis liefern.

Als eine dritte Eigenthümlichkeit und für den Landwirth höchst unangenehme Schattenseite des Getreide-Terminhandels wird der Umstand hervorgehoben, daß er alljährlich Getreidequantitäten auf den Markt bringe, die die Getreideernte der ganzen Welt um das Zehn- oder Mehrfache übersteigen. In einer Nummer der londoner „Finanzchronik“ fand ich eine Notiz, daß im Jahre 1899 auf den englischen Eisenbahnen über 1100 Millionen Reisende befördert wurden, während die Gesamtbevölkerung des Königreiches nur rund 40 Millionen Seelen beträgt. Woher nehmen also die englischen Eisenbahnen die vielen Reisenden? Das ist ganz einfach. „Nur Geschwindigkeit, meine Herren, keine Hexerei!“ Bekanntlich wird Jeder, der einmal im Jahr eine Eisenbahn benutzt, in der Statistik der Eisenbahnen als „ein Reisender“ angeführt. Wenn dieser Jemand zehnmal im Jahr mit der Eisenbahn fährt und vielleicht auf jeder dieser Fahrten drei verschiedene Eisenbahnlinien passiert, so repräsentirt dieser eine Mann am Schluß des Jahres in der Statistik dreißig Reisende. Und wenn an der Getreidebörse Jemand 1000 Metercentner Weizen kauft und wenn dann der über diesen Kauf ausgefertigte

Schlussbrief etwa durch dreißig verschiedene Hände geht und dreißigmal den Eigenthümer wechselt, so repräsentiren diese 1000 Metercentner am Jahreschluss in der Börsenstatistik 30 000 Metercentner Weizen, die in diesem Jahr an der betreffenden Börse gehandelt wurden. Hieraus aber den Schluss ziehen zu wollen, daß durch diese riesigen in den Verkehr gebrachten Getreidemengen der Preis gedrückt werde, ist ein gewagtes Beginnen.

Endlich wird als Eigenthümlichkeit des Terminhandels hervorgehoben und gegen ihn geltend gemacht, daß er in der Regel nur auf eine Spekulation auf die Preisdifferenz hinauslaufe; daß speziell der Käufer das Getreide zwar kaufe, aber weder bezahlen noch übernehmen, sondern lediglich mit Gewinn verkaufen und die Differenz einstreichen wolle. Auf diese Frage soll nachher näher eingegangen werden. Hier mag nur die Bemerkung Platz finden, daß ja der ganze Handel nichts Anderes ist als eine Spekulation auf die Differenz zwischen dem Einkaufs- und dem Verkaufspreis. Erwirbt denn der solide Kaufmann die Waare, um sie zu behalten, kommt es auch beim solidesten Kaufmann nicht vor, daß er gelegentlich eine Waare weiter verkauft, noch ehe er sie bezahlt und in sein Magazin gelagert hat?

Wenn also alle diese Momente nicht geeignet sind, das Wesen des Terminhandels zu bestimmen, so muß dieses wohl anderswo gesucht werden. Und in dieser Beziehung scheint mir die vom österreichischen Ackerbauministerium herausgegebene Schrift „Das Getreide im Weltverkehr. Vom k. k. Ackerbauministerium vorbereitete Materialien für die Enquete“ über börsenmäßigen Terminhandel mit landwirthschaftlichen Produkten. III. Erläuternde Bemerkungen. (Wien, 1900) das Richtige getroffen zu haben. Dort heißt es auf S. 156:

„In wesentlicher Uebereinstimmung mit Sonnborfer**) hat der frühere Generalsekretär der Börse für landwirthschaftliche Produkte in Wien, Feinkauf, bei der im September 1896 im Finanzministerium abgehaltenen Waarenumsatzsteuer-Enquete folgende Definition von Termingeschäften vorgeschlagen, bei deren Verfassung laut Mittheilung des Vertreters der wiener Börse, Bibsky, auch dieser Herr mitgewirkt hat, und welcher Definition der Sekretär der prager Waaren- und Effektenbörse, Leipen, der frühere Sekretär der triester Börse und Handelskammer, Bajatti, und unter den gegenwärtigen Verhältnissen im Allgemeinen auch der Vertreter der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Vemberg, k. k. Universitätsprofessor Dr. von Oshenkowski, zugestimmt haben. Nach Feinkauf werden unter Termingeschäften Abschlüsse verstanden, die nach den von einer Börse aufgestellten, obligatorisch die

*) Sie findet in den Monaten Oktober bis Dezember 1900 statt.

**) Dr. Rudolf Sonnborfer „Die Waarenbörsen, deren Einrichtung und Bedeutung für den internationalen Handel.“ Wien, 1899. S. 17.

Usancequalität, die Schlußeinheit und den Ort der Erfüllung regelnden Bedingungen geschlossen werden, so daß es zwischen den Kontrahenten einer besonderen Vereinbarung nur noch hinsichtlich des Preises, des Liefertermines und der Anzahl der von der Börse fixirten Schlußeinheiten bedarf.*

Diese von Börsensekretären, also von wissenschaftlich gebildeten Praktikern, aufgestellte, aus den thatsächlichen Vorkommnissen an der Börse gewonnene Definition der Termingeschäfte, die mir den eigentlichen Kern der Frage zu treffen scheint, läßt den Terminhandel in Getreide in einem theilweise neuen Lichte erscheinen. Diese Definition ist nämlich nicht so sehr eine Definition des Getreideterminihandels als einer besonderen Art von Geschäften, sondern vielmehr eine Definition der Börsengeschäfte überhaupt. Und erst wenn man diese richtig versteht, ist man im Stande, das eigentliche Wesen des Getreideterminihandels zu würdigen.

Die Kaufleute sind bekanntlich praktische Leute, die das englische Wort *time is money* im vollsten Maße zu würdigen wissen. Der Beruf der Kaufleute ist, zu kaufen und verkaufen. Nun ist aber jedes Kaufgeschäft eine ziemlich zeitraubende Operation. Das Kaufobjekt muß geprüft und von allen Seiten besichtigt werden, der Kaufpreis und die Zahlungsmodalitäten müssen festgestellt und schließlich muß das Objekt vom Verkäufer übergeben und vom Käufer übernommen werden. Zu Alledem fehlt es speziell an der Börse — deren Besuch der eigentliche Kaufmann doch nur einige Stunden des Tages widmen kann — an Raum und Zeit. Es handelte sich also für die Kaufleute darum, aus diesem Dilemma herauszukommen. Das war nur möglich, wenn man für alle jene Nebenoperationen des Kaufgeschäftes feste Normen schuf und sie aus dem Börsensaal hinausverlegte, so daß der Börsenraum nur für die eigentliche Konsens-Erklärung reservirt blieb. An der Fonds- oder Effektenbörse kam noch als besonders günstiger Umstand hinzu, daß die Waare nicht weiter besichtigt zu werden braucht, weil ihre Qualität unbedingt feststeht. Eine Kreditaktie ist eben eine Kreditaktie und eine Staatsschuldverschreibung ist eine Staatsschuldverschreibung, an deren Qualität der Verkäufer nichts ändern kann. Wenn man also die Höhe der einzelnen Schlüsse, die Zahlungs- und Lieferungsmodalitäten an den einzelnen Börsen nach der Usance festsetzte und die effektive Lieferung und Uebernahme der verkauften oder gekauften Stücke auf einem späteren Zeitpunkt und eventuell in ein besonderes Lokal verlegte (ein Geschäft, das der Kaufmann nicht selbst vorzunehmen braucht, sondern durch einen Commis besorgen lassen kann), so hatte man eine geradezu ideale Form des Geschäftsabchlusses geschaffen. Die beiden Kontrahenten brauchen sich nämlich im Börsensaal nur über drei Punkte zu einigen: über den Preis, über den

Termin der Lieferung und über die Zahl der festgesetzten Schlusseinheiten (je 25 oder 50 Stück Aktien, je 10 oder 20 000 Mark Kronen, Francs, Mark Staats- oder sonstige Schuldverschreibungen); sie brauchen also nur drei Worte zu sprechen und das Geschäft ist abgeschlossen. *Time is money.*

Man hat diese Form des Geschäftsabchlusses nicht ohne Grund eine ideale genannt; aber die Sache hat denn doch ihren Haken. Diese Form des Geschäftsabchlusses ist nämlich nur da anwendbar, wo die Qualität der Waare oder ihrer einzelnen Stücke absolut außer Zweifel steht; und Das ist eben lediglich an der Effektenbörse der Fall, wo die eine Kreditaktie mit der anderen oder die eine Staatsschuldverschreibung (dieser bestimmten Sorte) mit der anderen vollkommen identisch ist, wo man also nicht zu befürchten braucht, daß man die Rüge im Sack kaufe. Bei jedem anderen Kaufgeschäft bildet die Prüfung der Qualität des Kaufobjektes einen wesentlichen Bestandteil des Kaufgeschäftes; und hierin scheint mir der springende Punkt für die Beurtheilung des Getreideterminhandels zu liegen.

Die Form des Geschäftsabchlusses, die an der Effektenbörse üblich war, wurde einfach an die Produktenbörse übertragen und dabei wurde vergessen, daß: *si duo faciunt idem non est idem.* Das nämlich, was die Voraussetzung für die kurze und einfache Form des Geschäftsabchlusses an der Fondsbörse bildet, die Fungibilität der Waare oder die absolute Identität ihrer einzelnen Stücke, fehlt an der Produktenbörse. Die Besucher der Produktenbörse, die ihre Geschäfte in eben so kurzer und einfacher Weise abschließen wollten wie ihre Kollegen an der Effektenbörse, haben sich, um dieses Ziel zu erreichen, einen Begriff konstruirt, nämlich den Begriff „Weizen“ oder „Roggen“, operiren damit genau so, wie an der Effektenbörse mit den Begriffen „Kreditaktie“, „Staatsrente“ u. s. w. operirt wird, und übersehen dabei, daß es einen Weizen und Roggen „an sich“ nicht giebt, sondern lediglich einen individuell bestimmten Weizen und Roggen. Allerdings kamen zwei Umstände hinzu, die uns dieses *Quid pro quo* in einem milderen Licht erscheinen lassen. Der eine war die in Nordamerika eingeführte Errichtung von Getreide-Elevatoren. Dadurch nämlich, daß man den Weizen der einzelnen Produzenten zusammenschüttete, gelang es annähernd, eine „Type“ (oder mehrere) „nordamerikanischer Weizen“ herzustellen. Zweitens ist es selbstverständlich, daß der Großmüller besteht sein muß, gewisse einheitliche Sorten von Mehl zu produziren. Das kann er jedoch nicht, wenn er heute diesen und morgen jenen Weizen vermahlt; er muß vielmehr — wenn er ein einheitliches Mehl erzeugen will — die verschiedenen angekauften Weizenmengen zusammenschütten und so zunächst für seine Zwecke sich einen einheitlichen Weizen herstellen.

Auf diesem Wege gelangte man allerdings dazu, einige vermeintlich feste Typen von Weizen aufzustellen, und glaubte, in ihnen Börsengeschäfte abschließen zu können. Allein die Sache hat — wie gesagt — denn doch ihren Haken. Die an der Börse gemachten Geschäftsabchlüsse werden bekanntlich registriert und bilden die Grundlage der Kursberechnung; und dieser Börsenkurs ist (bis zu einem gewissen Grade) maßgebend für die Preise, die der Händler den einzelnen Landwirthen bewilligt. Und damit ist die Möglichkeit einer Benachtheiligung der Getreideproduzenten gegeben. Der einzelne Landwirth produziert keinen Weizen „an sich“ und eben so wenig ungarischen oder mährischen Weizen in abstracto, sondern einen ganz konkreten, individuell bestimmten Weizen, dessen Qualität von Jahr zu Jahr und von Feld zu Feld verschieden ist, einen Weizen, der bald besser, bald schlechter als die von der Börse aufgestellte „Type“ ist. Und hier ist der Punkt, wo der Händler einsetzen kann, um eventuell den Landwirth und später auch den Müller zu übervoorthelen. Ist nämlich der angebotene Weizen geringer als die börsenmäßig festgesetzte Type, so wird der Händler — was übrigens ganz selbstverständlich und gerechtfertigt ist — diesen Umstand sofort hervorheben und dem Landwirth erklären, daß er für einen so minderwerthigen Weizen nur einen entsprechend niedrigeren Preis zahlen könne. Ist dagegen der angebotene Weizen von besserer Qualität als die börsenmäßige Type, so wird der minder gewissenhafte Händler diese Thatsache mit Stillhschweigen übergehen und lediglich auf den letzten amtlich festgestellten Börsenkurs des Weizens hinweisen und erklären, daß er keinen höheren als eben diesen Preis bewilligen könne. Und da der Landwirth bekanntlich fast immer das Geld dringend braucht und dem Händler isolirt gegenübersteht, so wird er als der schwächere Theil im Preiskampf nachgeben und seinen besseren Weizen um jenen niedrigen Preis verkaufen müssen. Hieraus geht auch hervor, daß die Getreidebörse als solche das lebhafteste Interesse daran hat, die Getreidetypen so niedrig wie möglich festzusetzen, denn je minderwerthiger die börsenmäßig festgesetzte Type ist, um so niedriger ist der Preis dieses schlechten Getreides und damit des Getreides überhaupt, um so größer die Möglichkeit, den ein besseres Getreide produzierenden Landwirth zu übervoorthelen. Der Vorwand für eine möglichst niedrige Festsetzung der börsenmäßigen Type ist auch bald gefunden. Die Type muß doch den Durchschnittsweizen repräsentiren, der in der Gegend gewonnen wird; würde sie zu hoch festgesetzt, so wäre ja der Weizen, den der arme kleine und unbeholfene Bauer produziert, geradezu unverkäuflich! Gründe sind bekanntlich überall wohlfeiler als Brombeere-.

Das umgekehrte Verfahren kann dann gegenüber dem Müller angewandt werden. Der Händler, der beim Einkauf die bessere Qualität des Weizens verschwiegen und unter Berufung auf den „amtlich“ festgestellten

Börsenfuss des Weizens dem Landwirth erklärte, daß er für die Waare absolut keinen höheren Preis bewilligen könne, der selbe Händler wird, wenn er dem Müller gegenüber steht und ihm den selben Weizen zum Kauf anbietet, unbedenklich hervorheben, daß er den Weizen unmöglich zum Börsenpreis ablassen könne, weil er ja von viel besserer Qualität sei als die Börsentype.

Das ist die eine Möglichkeit einer Benachtheiligung des Landwirthes durch den Händler. Es ist aber noch eine zweite Möglichkeit vorhanden und diese ergibt sich aus der heutigen Gepflogenheit der Blankoverkäufe. Der Spekulant kann nämlich große Mengen „Papierweizens“ (Das heißt: eines gar nicht vorhandenen Weizens) im Wege des Blankoverkaufes auf den Markt werfen, dadurch den Getreidepreis drücken und nun den niedrigen Getreidepreis benutzen, um das effektive Getreide billig aufzukaufen; und gegen diese Manipulation der Spekulanten richtet sich die schon vorhin gestreifte Beschwerde der Landwirthes, daß durch den Terminhandel die Getreidepreise ungebührlich gedrückt werden. Damit ist eine sehr bedeutsame Erscheinung des heutigen Wirtschaftslebens berührt, die in gewisser Beziehung das Widerspiel zu den Vorkommnissen früherer Zeiten bildet. Während nämlich die Spekulation des früheren Kornwucherers darauf abzielte, durch eine künstliche Vertheuerung des Getreides die Konsumenten auszubeuten, geht das Bestreben des heutigen Getreidespekulanten dahin, den Getreidepreis möglichst herabzudrücken und auf Kosten des Landwirthes zu profitieren. Die Erklärung dieser auf den ersten Blick befremdenden Erscheinung scheint mir nicht allzu schwer; nur muß man sich vorher von der naiven Vorstellung losmachen, daß der Preis durch das Zusammenwirken von Angebot und Nachfrage bestimmt werde.

Die Festsetzung des Preises ist das Resultat eines Kampfes, aus dem — wie bei jedem Kampf — der stärkere Theil als Sieger hervorgeht. Und wie sehr hier die Analogie mit dem wirklichen Kriege hervortritt, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man das Verhalten der beiden vertragsschließenden Theile bei einem größeren Geschäft (etwa bei dem Kauf eines Hauses, eines Landgutes) beobachtet. Zuerst wird die Position des Gegners ausgeforscht. Man erkundigt sich unauffällig bei dritten Personen, ob N. N. etwa geneigt wäre, das Geschäft abzuschließen, ob er finanziell gut oder schlecht situiert sei u. s. w. Dann werden die Rundschafter ausgeschildt; ein Makler wird beauftragt, weitere Erkundigungen einzuholen und eventuell das Geschäft in unverbindlicher Weise anzubieten. Sind die Vorbereitungen so weit gediehen, daß das Geschäft, die eigentliche Unterhandlung, beginnen kann, so erscheinen beide Theile — genau wie zwei kriegsführende Mächte — mit ihren Hilfstruppen und Verbündeten auf dem Kampfplatz. Zunächst muß der Rechtsfreund dabei sein, dann eventuell ein Sachverständiger; manchmal

wird auch die Frau oder ein erwachsener Sohn, ein Bruder oder ein Freund mitgenommen. Nun beginnt die eigentliche Schlacht: die Unterhandlung. Und wie in der Schlacht die Kanonen nicht fehlen dürfen, so wird auch in den Unterhandlungen das grobe Geschütz der Drohungen aufgeföhren; man erklärt dem Gegner, daß man schon an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen und nun gezwungen sei, von dem Geschäft zurückzutreten, wenn er auf seinen Forderungen beharren wolle. Kommt dann endlich nach langwierigen Unterhandlungen, bei denen jeder Theil die Schwächen des Gegners nach Kräften auszunutzen bestrebt ist, das Geschäft zu Stande, so athmen beide Parteien erleichtert auf, weil sie die Empfindung haben, daß nun der Krieg beendet und der Friede geschlossen ist; und wie lebhaft diese Empfindung auf beiden Seiten ist, kann man daraus entnehmen, daß nach dem Geschäftsabschluß die beiden Gegner sich versöhnt die Hand reichen und daß vielfach das freudige Ereigniß des Friedensschlusses bei einem Glase Wein oder einem guten Souper gefeiert wird.

Aus jedem solchen Preiskampf muß, wie gesagt, schließlich der stärkere Theil als Sieger hervorgehen. Worin die größere Stärke beruht, ob in der geistigen Ueberlegenheit, ob im größeren Vermögensbesitz oder in einem sonstigen Umstande, ist hier gleichgiltig. Und hierin ist die Erklärung dafür zu suchen, daß der mittelalterliche Kornwucherer auf die Vertheuerung des Getreides spekulierte, während der heutige Getreidespekulant darauf ausgeht, dem Landwirth das Getreide um einen möglichst niedrigen Preis abzudrücken. Der frühere Kornwucherer stand — genau wie der heutige Getreidehändler — zwischen dem Getreideproduzenten und dem Brotkonsumenten. Und wenn er sich die Gesammtheit der Brotkonsumenten zum Gegner wählte und seine Angriffe gegen diese und nicht so sehr gegen die Landwirthe richtete, so geschah Das, weil er wußte, daß das Publikum ihm gegenüber der schwächere Theil war. Den Landwirthen konnte der frühere Kornwucherer nicht recht beikommen, weil sie sich ihm gegenüber in der günstigeren Position befanden. Der damalige Bauer brachte fast kein Getreide auf den Markt, weil er den größten Theil seiner Ernte in der eigenen Wirtschaft verbrauchte und einen etwa vorhandenen Ueberschuß dem Gutsherrn als Zehent abliefern mußte. Als Getreideverkäufer kamen also fast nur die Gutsherrn in Betracht; und sie waren in Folge der mangelnden Verkehrsmittel mehr oder weniger im Besitz eines natürlichen Monopols. Monopolisten sind aber bekanntlich kein günstiges Ausbeutungsojekt. An die Grundherrschaften konnte sich also der Kornwucherer in der Regel nicht wohl heranwagen. Um so günstiger war seine Position gegenüber dem Publikum, weil er mit einem unorganisirten Haufen vereinzelter Getreidekonsumenten zu thun hatte. Kapitalkräftige Großmühlen gab es nicht, die Mühlen waren — wenn auch hier und da ein

Müller ein paar Scheffel Getreide kaufte, um es auf sein eigenes Risiko zu vermahlen — vorwiegend Lohnmühlen. Ob also der Kornwucherer sein Getreide selbst vermahlen ließ, um dann das Mehl in kleinen Partien direkt an die Bäcker und an die Haushaltungen oder indirekt an die kleinen Mehlhändler zu verkaufen, oder ob er sein Getreide unvermahlen in kleinen Partien an einzelne Müller, Bäcker oder Mehlhändler verkaufte: immer stand er isolirten kleinen Käufern gegenüber, die ihm im Preiskampf nicht gewachsen waren, denen er also die Preise diktireu konnte.

Anderß der heutige Getreidespekulant. Als Konsumenten sehen ihm heute meist die Großmühlen gegenüber, die das Getreide selbst ankaufen und auf eigene Rechnung vermahlen. Und da diese vielfach das Getreide direkt von Produzenten beziehen, so sieht sich der Getreidespekulant auf dieser Seite sehr oft ebenbürtigen oder auch stärkeren Gegnern gegenübergestellt, denen er nicht beikommen kann. Ist also der Konsument seinem Nachtbereich entrückt, so kann er sich nur gegen die Produzenten kehren; und hier hat er um so leichteres Spiel, als diese ihm heute als unorganisirter Haufe von Einzelnen gegenüberstehen. In Folge der Ablösung der Grundlasten und der Befreiung des Bauernstandes sieht heute der Bauer keinen Herrn über sich, dem er Natural-Abgaben oder -Dienste zu leisten hätte; er ist mit einem Ruck mitten in die Geldwirtschaft hineingeschleudert worden und muß trachten, einen möglichst großen Theil seiner Produkte zu verkaufen, um Geld in die Hand zu bekommen, mit dem er seine Steuern bezahlen und seine Gläubiger befriedigen kann. Dazu kam dann die Vervollkommnung der Verkehrsmittel, die das frühere Monopol der europäischen Landwirthe brach und sie der erdrückenden Konkurrenz selbst der entferntesten Erdenwinkel preisgab. Kein Wunder also, wenn der heutige Getreidespekulant sich auf die Landwirthe stützt und deren ungünstige Position rücksichtslos ausnützt.

Das Mittel, dessen sich der ältere Kornwucherer bediente, um das Publikum auszubeuten, und dessen sich der heutige Getreidespekulant bedient, um den Landwirth im Preiskampfe niederzuringen, ist die Gestaltung des Verhältnisses von Angebot und Nachfrage. Dieses angeblich nationalökonomische Gesetz hat nämlich bis zu einem gewissen Grade seine Gültigkeit, aber nicht in dem Sinne, wie es von der klassischen Nationalökonomie gelehrt wurde. Die Vertreter jener älteren Lehre stellten die Sache immer so dar, als wenn „Angebot und Nachfrage“ zwei blind waltende, auf einander wirkende Naturkräfte wären. Sie glaubten, daß das „Angebot“ aus der Masse der aufgespeicherten Güter, die „Nachfrage“ aus der Gesamtheit der bedürftenden Menschen bestehe, und meinten, daß aus dem Widerstreit dieser beiden Kräfte der Preis in ähnlicher Weise „von selbst“ hervorgehe wie die Diagonale im Kräfteparallelogramm; diese Vorstellung war falsch. An-

bietende und Nachfragende wirken allerdings auf einander, aber nur auf dem Markt und nur in Bezug auf solche Güter, die auf den Markt gebracht werden. Die Gütermengen, die nicht auf den Markt gebracht werden, und die Bedürftenden, die nicht auf dem Markt erscheinen, beeinflussen die Preisgestaltung nicht; und damit ist dem Einzelnen die Möglichkeit gegeben, in das „freie Spiel der natürlichen Kräfte“ einzugreifen und das Resultat herbeizuführen, das ihm erwünscht ist. Das haben die älteren Vertreter der nationalökonomischen Wissenschaft übersehen. Der Dampf und die Elektrizität sind auch „blind waltende Naturkräfte“; aber trotzdem ist es dem menschlichen Erfindungsgeist gelungen, ihnen die Richtung und das Resultat ihrer Wirksamkeit vorzuzeichnen. Das Selbe gilt von Angebot und Nachfrage.

Der ältere Kornwucherer mißbrauchte seine wirtschaftliche Stärke (seinen Geldbesitz), um das Getreide-Angebot in seinen Händen zu monopolisiren, und war dadurch in die Lage versetzt, den Konsumenten als dem schwächeren Theil im Preiskampf den Getreidepreis zu diktireu. Der heutige Getreidespekulant, der — wie gesagt — sehr wohl weiß, daß er den Kampf mit den Konsumenten, mit den Großmühlen, nicht aufnehmen kann, richtet seinen Angriff gegen die Produzenten, die heute der schwächere Theil sind, und schlägt den umgekehrten Weg ein: er vergrößert das Angebot. Allerdings wirft er nur „Papierweizen“, Das heißt: einen Weizen, den er gar nicht besitzt, auf den Markt; doch da kein Mensch kontrolliren kann, ob er diesen Weizen besitzt oder nicht, und da er überdies bei den heutigen vervollkommeneten Verkehrsmitteln stets die Möglichkeit hat, diesen Weizen aus irgend einem versteckten Winkel der Erde herbeizuziehen, so drückt er durch dieses fiktive Angebot den Preis und kauft dann das effektive Getreide von den Landwirthen um diesen gedrückten Preis. Einen Schaden braucht er durch diese Manipulation nicht zu erleiden, weil er seinen Papierweizen gar nicht effektiv zu liefern braucht; entweder läßt er ihn an der Hofe zurück, jeine Vertrauensmänner wieder zurückkaufen oder er befreit sich — falls der Weizen in der Zwischenzeit im Preis gestiegen wäre — durch Bezahlung der Differenz von der Lieferungspllicht. Das wird er gewöhnlich bequem thun können, da er an dem billig gekauften Effektivgetreide mehr profitirt hat oder profitiren wird, als die zu zahlende Differenz beträgt.

Der heutige Getreidespekulant ist in dieser Beziehung in einer noch viel günstigeren Situation als der frühere Kornwucherer. Wollte Dieser den Getreidepreis künstlich in die Höhe treiben, so müßte er die vorhandenen Getreidevorräthe effektiv auskaufen; er konnte also immer nur so viel Getreide auskaufen, wie seine Geldmittel ihm gestatteten. Der heutige Getreidespekulant dagegen wirft kein effektives Getreide auf den Markt, sondern nur Lieferungsversprechen und kann sich von der Lieferungsverpflichtung durch Bezahlung der

Preisdifferenz befreien. Er kann also mit der Summe, die er an seine Operation wagen will, ein zehn- oder zwanzigmal größeres Getreidequantum auf den Markt werfen, weil er ja im Nothfalle nicht dieses, sondern nur die Preisdifferenz zu bezahlen braucht.

Wo ist gegen solche Uebelstände nun Hilfe zu finden? Ein absolutes Verbot des Terminhandels wäre kaum zu rechtfertigen und noch viel schwerer durchzuführen. Die Untersuchung ergab, daß die unangenehmen Seiten des Terminhandels auf zwei Umstände zurückzuführen sind, nämlich darauf, daß an der Börse ein Weizen von börsen- oder usancemäßig festgesetzter Qualität gehandelt wird und daß häufig Getreide in blanco verkauft wird, Das heißt: daß Getreide verkauft und zu liefern versprochen wird, das der Verkäufer noch gar nicht besitzt. Beides ist an sich nicht nur ganz harmlos, sondern bis zu einem gewissen Grade ganz unvermeidlich. Der große Getreidehändler, der den Weizen bei den verschiedenen kleinen Landwirthen aufkauft, kann unmöglich diese verschiedenen kleinen Getreidemengen, deren jede vielleicht nur ein paar Saek repräsentirt, individuell speichern und verkaufen, sondern muß sie zusammenschütten. Er bringt also nothwendig ein Weizengemisch zum Verkauf; mit anderen Worten: größere Weizenmengen können nur als „Durchschnittsweizen“ gehandelt werden, es wäre daher widersinnig, Geschäftsabschlüsse, die auf einen solchen Durchschnittsweizen lauten, zu verbieten. Und eben so sind Lieferungsverträge, also Blankoverkäufe von Getreide, unvermeidlich. Unangenehm wird die Sache nur dadurch, daß — wie wir sahen — die Speculanten an der Getreidebörse sich einen wesenlosen Begriff „Weizen in abstracto“ zurechtgelegt haben und daß sie ein Interesse daran haben, die usancemäßige Weizen-Type möglichst geringwerthig festzusetzen. Und nicht minder unangenehm ist, daß der skrupellose Getreidespeculant durch forcirte Blankoverkäufe den Getreidepreis zum Nachtheil des Landwirthes zu drücken vermag. Beides sind Mißbräuche; aber die Möglichkeit des Mißbrauches rechtfertigt noch lange nicht ein Verbot. Bekanntlich wurden unzählige Messer als Mordwerkzeuge verwendet, aber darum ist es noch keinem Staat eingefallen, die Messer zu verbieten; und eben so wenig hat bisher eine Regierung daran gedacht, die Institution des privaten Eigenthumes abzuschaffen, weil sie dem Eigenthümer die Möglichkeit gewährt, seine ärmeren Nebenmenschen auszubeuten.

Uebrigens hat selbst die deutsche Regierung, die bekanntlich den Terminhandel nachdrücklich zu bekämpfen sucht, nicht daran gedacht, ihn gänzlich zu verbieten; sie will ihn nur möglichst eindämmen. Den Personen und Firmen, die sich in das Terminregister eintragen lassen, soll es freistehen, Termingeschäfte abzuschließen. Nur den außerhalb des Terminregisters bleibenden Personen soll verwehrt werden, sich am Terminhandel zu betheiligen, und

die von diesen Personen abgeschlossenen Geschäfte werden als unverbindlich erklärt. Damit ist die Frage der Differenzgeschäfte und deren Klagbarkeit berührt und es dürfte wohl der Mühe werth sein, diese Frage hier von der prinzipiellen Seite zu beleuchten.

Die in der Gesetzgebung der meisten Staaten vorkommende Bestimmung, daß die Differenzgeschäfte nicht klagbar sein sollen, weil sie nichts weiter sind als eine in die Form eines Kaufgeschäftes gekleidete Wette auf die Kursdifferenz, entspringt einem gewissen moralisirenden Bestreben des Staates, der dem Wetten und dem Hazardspiel entgegentreten zu müssen glaubt. Nun kann man ja bereitwillig zugeben, daß der Staat sich nicht dazu hergeben kann, die Durchführung unmoralischer Geschäfte zu erzwingen; es ist daher ganz korrekt, wenn er den Spielschulden oder den Forderungen aus einer Wette die Klagbarkeit versagt. Aber bei Börsengeschäften scheinen die Dinge denn doch anders zu liegen. Die Differenzgeschäfte an der Börse werden bekanntlich in die Form eines Kaufgeschäftes, also in eine Form gekleidet, in der sie von einem Effektivgeschäft absolut nicht zu unterscheiden sind. Auch steht es den vertragschließenden Parteien absolut frei, jedes ursprüngliche Differenzgeschäft beliebig in ein Effektivgeschäft oder jedes ursprüngliche Effektivgeschäft nachträglich in ein Differenzgeschäft umzuwandeln; solche Umwandlungen kommen thatsächlich überaus häufig vor, so daß der Außenstehende, also auch der Richter, nie wissen kann, ob er einem effektiven Geschäft oder einer bloßen Wette auf die Kursgestaltung gegenübersteht. Ferner darf man fragen, ob der Staat, der durch seine Gesetzgebung über die Unklagbarkeit der Differenzgeschäfte dem Spielen und Wetten entgegentreten will, nicht gerade dadurch die Unsitlichkeit großzieht. Das Spielen des privaten Publikums an der Börse, dem durch die Unklagbarkeit der Differenzgeschäfte entgegengetreten werden soll, vollzieht sich ja nicht in der Weise, daß der Privatmann K. an die Börse geht und dort mit dem Privatmann N. ein scheinbares Kauf- und Verkaufsgeschäft abschließt; der Privatmann wendet sich an einen Bankier und beauftragt ihn, die gewünschten Operationen auszuführen. Und hieraus ergibt sich die eigenthümliche Anomalie, daß der Bankier als Kaufmann (und als Börsenmitglied) an den mit dem Privatmann (dem Outsider) geschlossenen Vertrag gebunden bleibt, während der Privatmann, dem der Differenzeinwand zusteht, in jeder Sekunde von dem Vertrage zurücktreten darf. Haben die Börsenoperationen den gewünschten Effekt, hat also der Privatmann an der Börse gewonnen, dann streicht er ruhig seinen Gewinn ein und darf den Bankier — wenn Dieser etwa unredlich wäre und den an der Börse erzielten Gewinn für sich behalten wollte — auf Herauszahlung der Summe verklagen. Geht dagegen die Sache schief und ergeben die Börsenoperationen einen Verlust, so muß der Bankier, der

ja an der Börse in seinem eigenen Namen auftrat und handelte, seinem dortigen Partner die verlorene Summe auszahlen; wenn er sich aber an seinen Auftraggeber wendet und von ihm Ersatz fordert, so kann ihm Dieser den Differenzeinwand entgegenhalten und der Bankier wird mit seinem Ersatzanspruch vom Richter abgewiesen. Der Vertragsbruch des Outsiders wird also geradezu prämiirt. Die unzähligen von den eigentlichen Börsenjobbern an der Börse abgeschlossenen Differenzgeschäfte bleiben aber trotzdem unberührt, weil der Differenzeinwand nur den Outsiders, nicht aber den eigentlichen kaufmännischen Firmen und nicht den ständigen Börsenbesuchern (Börsenmitgliedern) zusteht.

Endlich hat das Terminregister die Tendenz, sich selbst zu negiren; denn wenn die Privatpersonen, die nach wie vor an der Börse zu spielen wünschen, sich sämmtlich in das Terminregister eintragen lassen, so dürfen sie ruhig Termingeschäfte machen, — und damit ist der frühere Zustand, den man ja abschaffen wollte, in aller Form Rechtsens wieder hergestellt. Angesichts dieser Umstände ist wohl die Frage erlaubt, ob es nicht richtiger wäre, den Differenzeinwand überhaupt fallen zu lassen und allgemein den Grundsatz aufzustellen, daß Jeder, der Börsengeschäfte macht, die Folgen seines Handelns zu tragen habe. Ein Anderes aber als das Spiel an der Börse ist die Verleitung zum Börsenspiel; gewissenlose Bankiers, die selbst oder durch ihre Agenten Privatpersonen zum Börsenspiel verleiten oder auffordern, möge man streng bestrafen.

Ist also ein absolutes Verbot des Terminhandels undurchführbar und ist auch von der Einführung eines Terminregisters nicht viel zu erwarten, so entsteht die Frage, durch welche andere Mittel den unangenehmen Folgen des Terminhandels entgegengewirkt werden könnte; und hierfür geben — wie ich glaube — die vorhin erwähnten Eigenthümlichkeiten dieses Geschäftes einen Fingerzeig. Die eine dieser Eigenthümlichkeiten besteht darin, daß nicht in konkretem Weizen, sondern in einem usancemäßig festgesetzten Ideal-Weizen spekulirt wird, daß die Preise für diesen Ideal-Weizen als „Börsenkurs“ des Weizens in die Welt hinausgehen und für den wirklichen Weizen maßgebend werden und daß es daher für die Produktenbörse verlockend ist, diese usancemäßigen Weizentype möglichst geringwerthig festzusetzen, weil der „Börsenkurs“ des Weizens dem Händler eine willkommene Handhabe bietet, dem Landwirth den vielleicht viel besseren Weizen um jenen niedrigen Kurs abzudrücken. Der eine Uebelstand ist also in der Festsetzung der Type und in der Kursnotirung zu suchen. Die börsenmäßige Type des Weizens muß der Wirklichkeit möglichst nah kommen und deshalb darf die Festsetzung nicht einseitig den Händlern überlassen bleiben; den Müllerern und den Landwirthern muß dabei ein entscheidendes Wort eingeräumt werden. Auch ist zu er-

wägen, ob es nicht zweckmäßig wäre, eine Mehrheit von Typen (je nach der Qualität) festzusetzen. Dadurch würde die Spekulation einigermaßen eingedämmt, weil es dann nicht mehr möglich wäre, in einem Idealweizen, „an sich“ oder im Allgemeinen zu spekuliren. Und da ferner die Kursnotirung, die ja für die effektiven Verkäufe und Käufe der Landwirthe wie der Müller maßgebend ist, der Wahrheit entsprechen soll, so wäre ferner zu erwägen, ob nicht — wieder unter wesentlicher Mitwirkung der Landwirthe und der Müller — eine andere Art der Kursnotirung durchführbar wäre, etwa in der Weise, daß der Kurs des Terminweizens getrennt notirt würde und daß daneben die für den Effektiveweizen erzielten Preise möglichst vollständig oder ausführlich mitgetheilt würden.

Ziel schwerer ist es, dem zweiten Uebelstande entgegenzutreten, der darin besteht, daß der heutige Getreidespekulant durch ein massenhaftes Blankoangebot von Weizen den Preis zu Ungunsten des Landwirthes tief herabdrücken und nun den gedrückten Preis benutzen kann, um bei den Landwirthen die effektiven Weizenvorräthe billig aufzukaufen. Die Sache wird dadurch noch erschwert, daß der Getreidespekulant auf das Angebot von Papierweizen verzichten und eventuell ein paar Schiffsladungen von ganz reellem und effektivem Weizen auf den Markt werfen kann, um dann zu den gedrückten Preisen nicht nur den Weizen der Landwirthe aufzukaufen, sondern auch noch seine verschleuderten Schiffsladungen zurückzukaufen zu lassen. War er gar so vorsichtig, seinen verschleuderten Weizen gleich anfangs nur an seine eigenen Agenten oder Vertrauensmänner zu verkaufen, so entgeht er jedem Risiko bei dem Geschäft. Diese unerfreuliche Thatsache ist aber nicht eine nothwendige Folge des Terminhandels; sie ist vielmehr daraus zu erklären, daß der Preis von dem im Kampf als stärker bewährten Theil diktiert wird. Nimmt man dem Spekulanten die Waffe des Terminhandels, so wird er einfach nach einer anderen greifen und wieder als Sieger aus dem Kampf hervorgehen, so lange er eben der stärkere Theil bleibt. Soll daher den Landwirthen geholfen werden, so müssen sie den Händlern ebenbürtig zu werden streben. Den einzig richtigen Weg zu diesem Ziel scheint Professor Gustav Ruhland gefunden zu haben, wenn er in seiner (seit Juni 1900 erscheinenden) Monatschrift „Monatliche Nachrichten aus dem Internationalen Bureau zur Regelung der Getreidepreise“ immer und immer wieder auf die Nothwendigkeit einer Organisation der Landwirthe hinweist. Daß es fürchtbar schwer ist, die Tausende und Abertausende von Landwirthen auch nur nothdürftig zu einigen, ist nicht zu leugnen; aber die Schwachen können eben nur durch die Vereinigung stark gemacht werden. Viel wäre schon gewonnen, wenn — vielleicht unter Mitwirkung des Staates — ein System von Elevatoren, Das heißt: von Speichern geschaffen würde, in denen das Getreide der einzelnen

Produzenten zusammengeschüttet und beliehen würde. Die Schwäche der Landwirths gegenüber dem Händler liegt eben in ihrer Isolirung und in ihrem Geldbedürfniß. Der Landwirth muß Steuern zahlen, er ist meist verschuldet und muß seinen Hypothekengläubigern die Zinsen bezahlen, er braucht Geld für seine Arbeiter und schließlich muß er selbst doch auch leben. Je länger die Sache dauert, um so drückender wird die Sorge und die Furcht, ob er allen diesen Anforderungen gerecht zu werden vermag. Der Händler, der nach der Ernte mit der gefüllten Briestafche beim Landwirth vorspricht, erscheint ihm wie ein rettender Engel, und da er sich beim Kaufgeschäft auf die Autorität des Kursblattes berufen kann, während der Landwirth, besonders der kleine, häufig keine Ahnung von der jeweiligen Konjunktur oder der Lage des Marktes hat, ist es kein Wunder, wenn es dem Händler bald gelingt, das Getreide um einen niedrigen Preis zu erwerben. Gäbe es Elevatoren im Besiß einer Genossenschaft der Landwirths, die in der Lage wäre, dem Landwirth bei der Einlieferung seiner Ernte einen angemessenen Vorschuß zu bewilligen, so wäre der Landwirth der Nothwendigkeit enthoben, sein Getreide sofort und um jeden Preis zu verkaufen; und die Verwaltung des Lagerhauses könnte den günstigsten Zeitpunkt für den Verkauf abwarten.

Noch ein Umstand ist hervorzuheben, der — wenn er richtig ist — die ganze Frage des Terminhandels in einem anderen Lichte erscheinen läßt. Rußland spricht die Vermuthung aus, daß der große Spekulanterring in Chicago, der die nordamerikanischen Elevatoren in der Hand hat, dadurch, daß er die Getreideelevatoren bald gefüllt und bald wieder leer erscheinen läßt, dem nordamerikanischen Markt und damit so ziemlich der ganzen civilisirten Welt willkürlich die Getreidepreise diktire und daß die kleineren Spekulanten, auch an den amerikanischen Getreidebörsen, so gut wie gar kein selbständiges Urtheil über die Getreidekonjunktur haben, sondern sich darauf beschränken, den Großen nachzueifern, daß sie sämmtlich kaufen, wenn sie sehen, daß die Großen kaufen, und verkaufen, wenn die Großen verkaufen. Wäre diese Vermuthung Rußlands zutreffend, dann wäre sie ein neuer Beweisbeleg dafür, daß der Kampf der Landwirths gegen den Terminhandel an eine falsche Adresse gerichtet ist; denn die Niederlage der Landwirths ist dann weniger der Waffe des Terminhandels als der heutigen wirtschaftlichen Ueberlegenheit der Händler zuzuschreiben. Wollen die Landwirths im Kampf mit den Spekulanten das Feld behaupten, so müssen sie ihnen als ebenbürtige Gegner gegenüberreten. Das aber können sie nur, wenn sie als geschlossene Masse geeint dastehen.

Ezernowij.

Professor Dr. Friedrich Kleinwachter.



Miquez.

José Miquez gehörte zu den Marranos, die sich, innerlich in den jüdischen Glauben zurückgefallen, in ihrem Vaterlande Portugal nicht mehr sicher fühlten und deshalb auswanderten. Während sich die spanischen Marranos bei der großen Verfolgung im Jahre 1481 hauptsächlich nach Marokko und Italien gewandt hatten, ging jetzt der portugiesische Exulantenstrom, wie es scheint, hauptsächlich nach Nordosten und besonders nach Amsterdam und Antwerpen. In Antwerpen fand auch José Unterkunft und sogar Zutritt bei der Regentin, der Königin-Witwe Maria von Ungarn, Schwester Karls des Fünften.

In Antwerpen lebte mit Tochter und Nichte eine reiche, mit José verwandte Wittwe Namens Mendez — also des selben Namens wie Benjamin d'Israels väterliche Großmutter —, die sich des finanziellen Zuspruches Gasparos Duci, Berathers der Königin Maria, zu erfreuen hatte. Zweihunderttausend Gulden hatte er ihr schon für den Staatschatz abgeschwast, den Rest suchte er dadurch zu erlangen, daß er mit florentiner Schlaueit bald durch den Kaiser selbst, bald durch die Regentin eine Heirath für Tochter oder Nichte vorschlug. Dagegen gewann José die Neigung der Tochter und alle vier waren eines Tages unter dem Vorwande einer Badereise aus Antwerpen verschwunden, nachdem die Mendez ihre ausstehenden Schulden, so weit es möglich war, eingezogen hatte.

In ganz Europa gab es damals nur eine Stadt, in der, bei aller politischer Knechtschaft, das Individuum volle soziale Freiheit und das mobile Kapital ungehinderte Aktion fand, nämlich Venedig, die Stadt, die den Handel am Besten als Das begriffen hat, was er ist: in Thätigkeit umgesetzter selbstorganisirter Egoismus, der in sich die Kraft hat, alle Hindernisse zu überwinden, wenn man ihn nur frei gewähren läßt. Als deutlichsten Ausdruck hiervon beobachtete noch Goldoni, daß die — vom Handel unzertrennlichen — Advokaten nirgends eine so große Rolle spielten wie in Venedig. Welchen Ruf Venedig in Europa genoß, sieht man recht deutlich aus einem Berichte über die Verhältnisse Frankreichs, die der venetianische Gesandte Gioanni Correr im Jahre 1569 an den Senat richtete und der handschriftlich in der hamburger Stadtbibliothek aufbewahrt wird. Ost hatte er in Paris Leute ausrufen hören: „Ach, könnte ich doch in Venedig leben und mein gesamtes Vermögen dort anlegen!“ Andere fragten, ob der venetianische Staat nicht Gelder zur Aufbewahrung annehme, ob man sein Vermögen nicht in der Münze von Venedig deponiren könne. Der Gesandte schließt seinen Bericht mit den Worten, in Venedig gebe es nur eine Religion, herrsche nur ein

Fürst und ein für alle gleich lautendes Gesetz, in Venedig könne ein Jeder ohne Furcht und Unruhe sein Leben verbringen.

In Venedig nun verbündete sich José mit spanischen Marranos: vereint gründeten sie eine Bank in Lyon; und ihre Gesellschaft war so kapitalkräftig, daß sie dem König von Frankreich 150000 Scudi leihen konnte.

Häufig genug begehen kluge Leute grobe Fehler, deren sich die Dummen nie schuldig machen: die Klugen vertrauen eben manchmal allzu sehr auf das Uebergewicht, dessen sie sich ihrer Umgebung gegenüber bewußt sind. José wurde beim Senat dahin vorstellig, ihm eine in der Nähe der Stadt gelegene Insel abzutreten, auf der er eine jüdische Kolonie anlegen wollte. Niemals würde die erlauchte Signoria einem ihrer Bürger, geschweige denn einem Fremden, solche Selbständigkeit gestattet haben, und zwar um so weniger, als ein Gesetz vom dreizehnten März 1381 die Erwerbung von Grundeigenthum durch Fremde ausdrücklich verbot.

Da er so in Venedig unmöglich geworden war, begab er sich mit den Seinen nach Konstantinopel und trat offen zum Judenthum zurück. Mit dem Sultan Soliman und dessen Sohn Selim wußte er sich so gut zu stellen, daß er nicht nur die Stadt Tiberias in Palästina zum Geschenk erhielt, die er wieder aufbaute, um in ihr eine Anzahl seiner Glaubensgenossen anzusiedeln, sondern auch — im Jahr 1566 — Naxos, das Herzogthum des ägäischen Meeres, und die Grafschaft Andros. Von da an nannte er sich mit vollem Rechte einen Fürsten. Wenn ihn nämlich Ernst Curtius bald Naxy nennt, was gar nichts ist, bald meint, Rassi, wie José jetzt wirklich hieß, sei die neugriechische Benennung von Naxos, so kommt Das nicht weiter in Betracht. In Wahrheit ist — was sonderbarer Weise Keiner von Allen bemerkt zu haben scheint, die sich mit José und seiner Lebensgeschichte beschäftigt haben — Rassi eben das hebräische Wort für Fürst oder Patriarch.

Wie großartige Geschäfte er in der Türkei gemacht haben muß, sieht man aus dem dem Senat von Venedig erstatteten, in der hamburger Stadtbibliothek handschriftlich aufbewahrten Bericht eines politischen Agenten oder Spions, Namens Marco Vicenzo d' Alessandri, der sich durch die Türkei nach Persien begeben hatte, um die persischen Verhältnisse auszukundschaften. Da er in Gesellschaft türkischer Kaufleute reiste, die ohne die Erlaubniß des Unternehmers Kupfer in die Türkei einführten, so hatte er die Bastonade zu erleiden. Freilich hatte auch er mit dem Namen Rassi Unglück, aus dem er Rasi macht und den er mit *appaltatore* (Unternehmer) übersetzt: José hatte eben das Privilegium des Kupferhandels an sich zu bringen gewußt.

Josés Feinde haben böswilliger Weise behauptet, er habe die Günst Sultan Selims des Zweiten dem Umstande verdankt, daß er ihm den köstlichen Spermwein habe kennen und schätzen lehren; eine höchst sonderbare

Behauptung, da die Venetianer in engster Handelsverbindung eben so wohl mit Cypern wie mit Konstantinopel standen, so daß die Türken über die Güte dieses Weines keine weitere Belehrung zu erhalten brauchten. Ferner war José im Stande, seinem Gönner in ganz anderer Weise zu nützen; konnte er ihm doch eine Kenntniß der politischen Verhältnisse Europas vermitteln, die außer ihm schwerlich Jemand bei der Höhen Pforte besaß und die besonders in einem Punkte geradezu unschätzbar war. Die beiden einzigen ernstlichen Gegner der Türken waren Venedig und das scheinbar noch auf dem Gipfel der Macht stehende Spanien: sollten sich doch die Folgen davon erst später zeigen, daß Spanien mit der Vertreibung der Marranos einen großen Theil seiner praktischen Intelligenz an das Ausland abgegeben hatte, denn die spanischen Juden hatten in der Vermögensverwaltung und Güterbewirthschaftung des als Konquistadoren thätigen oder wie Don Quixote träumenden Adels, in der Handhabung der staatlichen Finanzkunst und dem großkaufmännischen Waaren- und Geldhandel eine ihrer Bedeutung nach schwer zu übertreibende Rolle gespielt. Allerdings hatte der Kapudan Pascha den Spaniern die von ihnen eroberte Insel Djerba im Golf von Gabes zwischen Tripolis und Tunis wieder abgenommen und sie hatten sich, um einen Stützpunkt in Nordafrika zu haben, weit zurück, in Peñon de Veley de la Gomera in Marocco festgesetzt. Dafür aber mußte am ersten September 1565 die große, etwa zweihundert Segel starke türkische Flotte die Belagerung des vom Großmeister Jean Parisot de la Valette glorreich vertheidigten Malta aufheben.

Was konnte der Großherr von den Religionszwistigkeiten der Christen-
 Reiches, das kleine, tapfere Volk in der Niederung der Rheinmündungen,
 aufmerksam. Der kluge Renegat kannte die Freiheitliebe, Tapferkeit und
 Ausdauer jener Niederdeutschen, die im Begriff waren, den unerträglich ge-
 wordenen politischen und religiösen Druck ihrer blutigierigen Unterdrücker ab-
 zuschütteln, ganz genau und richtete, zwei Monate nach Selims Thron-
 bestiegung, am vierten November 1566 an seine Freunde in Antwerpen ein
 Schreiben, in dem er sie ermahnte, den Abfall von Spanien mit aller Kraft
 zu betreiben, da König Philipp durch den Sultan bald so in die Enge ge-
 trieben werden würde, daß er zur Bekämpfung der Empörung in den Nieder-
 landen keine Streitkräfte übrig haben könnte. Diese Andeutung bezog sich
 darauf, daß die im Aufstande begriffenen spanischen Maaen einen Gesandten
 an den Sultan geschickt und im Namen des gemeinsamen Glaubens um
 Hilfe gegen die unerträglich gewordene spanische Tyrannei gesiebt hatten.
 Selbst der Herzog von Alba hatte, wenn auch vergeblich, gegen die unsinnigen
 Maßregeln protestirt, die gegen die Maaen ergriffen wurden und deren
 ertheuerndste wohl die war, sie hätten ihr Arabisch gegen Spanisch zu ver-

tauschen und müßten binnen drei Jahren im Stande sein, Kastilianisch zu sprechen. Außerdem aber hatte José noch etwas ganz Anderes im Sinn. Hochfliegende Träume des Ehrgeizes scheinen sich in seiner Seele nicht immer mit geschäftlicher Klugheit und politischer Berechnung die Wage gehalten zu haben. Wie er in Venedig eine jüdische Kolonie gründen wollte und dadurch seine Stellung der Regierung gegenüber verdarb, so soll er jetzt von einem Königreich geträumt haben, da Selim bei Tisch eine vielleicht nur scherzhaftige Andeutung gemacht zu haben scheint, José solle König der Insel Cypern werden, wenn es den Türken gelinge, sie zu erobern. Doch mußten ihn auch nüchterne politische Erwägungen davon überzeugen, daß mit der Eroberung Cyperns die ihm gleich verhassten Spanier und Venetianer empfindlich getroffen wurden.

Wie die Spanier im Besitze von Tunis nach der Eroberung von Tripolis gestrebt hatten, so mußten sie in Cypern die Schwelle zu erreichen suchen, von der aus sie den Fuß nach Egypten und Syrien setzen konnten: ihnen wie den Venetianern mußte Alles daran liegen, die Insel nicht in türkischen Besitz kommen zu lassen, die in unvergleichlich starker strategischer Lage durch den Golf von Adalia und Alexandrette die südlichen Zugänge von Kleinasien und besonders der Landschaft beherrscht, die die Venetianer Caramanien nannten und auf deren kommerzielle Ausbeutung sie stets den höchsten Werth legten. Venedigs Politik hatte sich allerdings nie der Wichtigkeit Cyperns verschlossen, aber es fehlte der Republik bei aller Fähigkeit und Feinheit ihrer Staatsmänner doch an Leuten von dem Muth, der zur rechten Zeit ein staatsmännisches Wagniß auf sich nimmt. An Liebe für die herrliche Lagunenstadt stand der stolze Spanier Don Diego Hurtado de Mendoza, eine der glänzendsten Gestalten des spanischen Cinquecento, ein Dichter von hoher komischer Kraft, die er in seinem unsterblichen *Lazarillo de Tormes* bewähret hat, einer der Männer, die einen Blick in die verborgensten Tiefen ihres Jahrhunderts gethan haben, keinem Venetianer nach; jedoch fiel ihm bei aller Bewunderung der Staatsmänner der Republik während seiner Gesandtschaft (seit 1538) nichts mehr auf als die Demuth der vornehmen Venetianer, obgleich sie, wie er in einer seiner Episteln sagt,

bezahlte Heere weislich zu regiren
und fremde Völker als Vasallen halten,
ja, Fürsten sich zu Unterthanen machen,
und zu Allirten nehmen, wohl geschickt sind.

Die Zeiten waren vorbei, wo Marino Falieri dem Bischofe von Treviso öffentlich eine Ohrfeige geben konnte, weil er zu spät zu einer Prozession gekommen war: stets der genauen Beobachtung durch Spione ausgesetzt — die in Venedig den wohlklingenden Namen *ricordanti* führten —, konnten

die Robili nicht wohl anders als weit von Mendozas Selbstgefühl entfernt sein, der einmal, wenn auch knieend, Paul dem Dritten ins Gesicht sagte, sein Haus sei da, wohin er seinen Fuß setze, und da sei er sicher. Benedig gestattete zwar seinen Bürgern, größere oder kleinere Herrschaften in der Levante zu erobern — daher nennt sie Shakespeare mit Recht *royal merchants* —, kaufte ihnen auch diese Erwerbungen, wenn es nützlich oder nöthig zu sein schien, später ab, aber es behandelte doch seinen Besitz auf dem Festlande und in der Inselwelt Griechenlands nur von Fall zu Fall als politische Austauschobjekte oder kommerzielle Stützpunkte, statt sie in einer wohlthätigen, der elenden Bevölkerung zum Segen gereichenden, thatkräftigen Herrschaft zusammenzufassen. Daß, wer auf dem Peloponnes festen Fuß fassen will, Nauplia besitzen, besetzen und behaupten muß, wußten schon die alten Phoeniker; so kaufte denn auch die Republik die Stadt mit ihrem Gebiete Maria, der Wittwe Pietro Corners, im Jahr 1388 ab und behielt sie bis zum Jahr 1549: ja, man sieht noch heute den Löwen von San Marco an den Mauern der Festungswerke der Stadt. Aber welche Bedeutung hätte er als Symbol eines gesicherten Herrschertumes erlangen können, wenn Napoli di Romania die Hauptstadt eines venetianischen Griechenlands geworden wäre!

Die schwache Herrschaft der Cypren regirenden letzten Könige der Dynastie Lusignan war nicht so unsinnig, wie sie Giovanni Francesco Loredan in seiner *Histoire des rois de Chypre de la maison de Lusignan* unter dem Namen eines Henri Ciblot Cypriot schildert. Dieses Buch ist ein historischer Roman wie die *Dianca* des selben Verfassers, die übrigens auch auf der Insel Cypern spielt, und hat nur das eine Gute, daß es — möglicher Weise — Schiller den Gedanken der Braut von Messina eingegeben hat. Dem würde auch keineswegs widersprochen, daß Schiller ausdrücklich erklärt hat, das seiner Tragödie zu Grunde liegende „Sujet“ sei ganz eigene Erfindung; denn es handelt sich hier lediglich um einen von ihm erst weiter ausgesponnenen äußeren Anlaß. Der angebliche Cypriot erzählt nämlich aus dem Jahre 1352, die Gemahlin König Hugos habe eine sehr schöne Sklavin gehabt, in die sich ihre beiden Söhne bis zu tödlicher Eifersucht verliebten. Der Vater schickte die Schöne, um in seinem Hause den Frieden wiederherzustellen „nach Italien“; da einigten sich die Brüder und entflohen zusammen, um sie zu suchen. Der König gab Befehl, sie zu verfolgen, und endlich wurden sie denn auch „entre les deux Sicilles“ gefangen genommen.

Während der Regierung des letzten Königs aus dem Hause Lusignan stritten sich der einheimische Adel, Genua, König Ferdinand von Neapel, der Sultan von Egypten und Benedig um den Einfluß auf die Verwaltung.

Endlich übermog die Rücksicht auf Venedig und König Jakob erbat und erhielt die Hand der Tochter Marcos Corner, die mit den ägäischen Eilanden und den levantinischen Herrschergeschlechtern schon durch ihre Mutter Fiorenza in Verbindung war: Fiorenza war eine Tochter Nicolòs Crispi, Herzogs von Naxos, und eine Enkelin Balenzas, der Tochter Kaiser Johann Komnenos von Trapezunt. Katharina Cornaro heirathete den König im Jahr 1472, wurde im folgenden Jahr Wittwe und fand sich außer Stande, den aufrehrerischen Adel im Zaum zu halten. Am vierzehnten November 1473 drangen die Verschworenen in ihren Palast und hieben vor den Augen der armen jungen Frau (in conspecto de quela povera zoveneta) ihren Leibarzt, ihren Oheim Andrea Corner und dessen Neffen Marco Bembo in Stücke. Da machte die Republik Ernst: sie ließ zwar Katharina ihr nominelles Königthum, nahm aber die Insel in Wahrheit unter venetianischen Schutz und in venetianische Verwaltung. Endlich starb auch der nachgeborene Sohn König Jakobs im Oktober 1474 und der Senat, dem natürlich Katharina allein den anderen, allerdings illegitimen, Kronprätendenten gegenüber keine genügende Gewähr für die Sicherheit seiner Herrschaft zu bieten schien, entsandte einen Kommissar mit dem Auftrage nach Cypern, das Regiment Venedigs auf eine festere Basis zu stellen. Um die Pille zu verzuckern, erteilte man diesen Auftrag Katharinas Vater.

Schon früher hatte König Ferdinand von Neapel nach dem Besig von Cypern gestrebt. Jetzt begab sich sein Sohn Alfonso erst nach der Insel selbst, dann nach Egypten, um mit Hilfe des Sultans seinen Zweck zu erreichen. In Alexandria traf er mit dem vertrauten Agenten Ferdinands, Rizzo da Marin, zusammen, der auch in die Verschwörung des Jahres 1473 verwickelt gewesen war. Beide suchten eine Heirath Alfonsos mit Katharina zu Stande zu bringen; aber unglücklicher Weise hielt sich Antonio Giustinian seiner Handelsgeschäfte wegen in Kairo auf und bekam Wind von der Sache: auf der Fahrt nach Cypern wurde Rizzo aufgehoben, nach Venedig gebracht, vor den Rath der Zehn gestellt und im tiefsten Geheimniß erdroffelt.

Daß die unglückliche Königin den Intriguen Alfonsos fern gestanden hat, ist um so weniger anzunehmen, als dem Senat noch sehr viel später, im Jahre 1488, hinterbracht wurde, sie beabsichtige, zu entfliehen. Gelang ihr die Flucht, so brachte sie, wohin sie auch ging, zu Venedigs Schaden ihre Ansprüche auf Cypern dem Staat mit, der sie aufnahm. Da ließ die Republik die Maske fallen und schickte ihren Bruder Giorgio mit dem Auftrage nach Cypern, die Schwester zum Verzicht auf ihre Krone und zur Rückkehr nach Venedig zu bestimmen. So wurde ihr das Schwerste zugemuthet, was dem Menschen abverlangt werden kann: ihre Ketten selbst zu schmieden und ihr Lebensschicksal scheinbar freiwillig aus der Hand zu geben. Nach langem

Sträuben gab sie nach und schiffte sich auf der Galeere des Generalkapitäns Francesco Priuli nach Venedig ein. Der Doge mit dem Senat erwartete sie bei San Nicolò auf dem Lido; dort bestieg sie den Ducintoro, der sie unter Glockengeläut und Kanonendonner nach der Piazzetta brachte. In San Marco wiederholte sie dann feierlich ihren Verzicht.

Südöstlich von Bassano liegt, in den letzten Ausläufern der trevisaner Alpen, Schloß und Städtchen Asolo, das der Senat der Königin zum Geschenk machte. In diesen Sommeraufenthalt Katharinas verlegt Pietro Bembo die Gespräche über die himmlische und irdische Liebe, deren Unterschied ihm am Hofe Lucrezias Borgia klar geworden sein dürfte, — Gespräche, die er unter dem Namen der Asolani vor der Königin und ihrem Hofstaate bei Gelegenheit der Hochzeit ihrer Nichte mit Carlo Malatesta geführt werden läßt. „Je lebhafter“, heißt es darin, „wir fühlen, daß die Hoffnung erlischt, mit desto größerer Sehnsucht entzündet die Liebe ihre Flammen: so wächst unser Schmerz und macht sich in den Seufzern und Thränen Luft, die unserer Brust entsteigen.“

Noch im Jahre 1510 gab Katharina den Behörden Anlaß zum Verdacht. Die Vorstehenden des Rathes der Zehn ertheilten ihr am vierten April einen scharfen Verweis wegen der Intriguen, die Antonio Rubens in ihrem Namen auf Cypren angezettelt hatte, und erklärten ihr, sie erließen ihm nur mit Rücksicht auf sie die verdiente Kerkerstrafe. So mußte sie die wenigen Monate, die ihr noch zu leben vergönnt war, in ihren goldenen Banden verharren und wird sich schwerlich mit Bembo's Worten getröstet haben: „Die Menschen sind Göttern gleich zu achten, die in ihrer Gottheit die sterblichen Dinge verachten und in ihrer Sterblichkeit nach göttlichen Dingen streben. Denn die wahre Liebe ist nicht nur die Sehnsucht nach der Schönheit, sondern vielmehr die Sehnsucht nach der wahren Schönheit; und die wahre Schönheit ist nicht menschlich und sterblich, sondern göttlich und unsterblich.“

Josés Stern war im Aufsteigen begriffen: der Herzog von Rayos übte nicht nur einen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Dinge in den Niederlanden, sondern er setzte es auch durch, daß die französischen Schiffe, die im Hafen von Alexandria lagen, als Pfand für die seiner Bank in Lyon geschuldeten, von der Krone Frankreich aufgenommenen Gelder mit Sequester belegt wurden (1569). Seinem Einfluß wurde denn auch der Entschluß der Pforte zugeschrieben, den Venetianern Cypren abzunehmen, dessen kommerzielle und strategische Bedeutung jedem Blick sichtbar war.

Während die Türken nach Vorwänden zum Kriege suchten, wurden die Venetianer in der Nacht auf den dreizehnten September 1569 durch eine fürchtbare Explosion erschreckt. Die Thürme des Arsenal's, die als Pulver-

magazine dienten, flogen in die Luft, so daß nachher statt ihrer nichts als eine tiefe Grube zu sehen war. Die starken Mauern des Arsenal's und die Bogenschießungen, unter denen die außer Dienst gestellten Galeeren untergebracht waren, stürzten ein. Die Gebäude der Nachbarschaft fingen zu wanken an und ihre Wände zeigten Risse. Viele Dächer wurden abgedeckt, Fenster und Thüren aus den Angeln gehoben. Man hörte den Knall dreißig Miglien weit und viele Leute in Venedig glaubten, das Ende der Welt sei gekommen.

Wenn ein Mann eine solche Rolle in der Welt spielt wie José, so pflegen ihn die Zeitgenossen für Alles verantwortlich zu machen, was in den Ausschnitt des Weltbildes fällt, den ihr Gesichtsfeld fassen kann. So hat sich denn die Legende gebildet, José habe den Brand des Arsenal's angestiftet, um durch diese Diversion der Sache seines neuen Vaterlandes zu nützen.

Die Erzählung des Brandes habe ich dem Geschichtswerke des Procurators von San Marco, Paolo Paruta, entnommen, dessen schönes, von Tintoretto gemaltes Portrait man im Dogenpalast bewundern kann. Hätte dieser ausgezeichnete, erst 1598 verstorbene Historiker an eine Schuld José's geglaubt, so würde er sie ohne Frage erwähnt haben. So aber sagt er nur, die Explosion sei in Folge eines Zufalls oder eines Verbrechens (*malvagità*) erfolgt, der Ursprung des Unglücks jedoch stets dunkel geblieben. Gegen die Legende sprechen ferner zwei Umstände. Erstens würde José wahrscheinlich seine Sache sehr viel besser gemacht haben. Der Hauptinhalt des Pulvermagazins war nämlich kurz vor der Katastrophe nach zwei anderen kleinen Inseln gebracht worden und blieb von der Explosion verschont: wäre die ganze Masse aufgefliegen, so würde nach Paruta's Ansicht ganz Venedig zerstört worden sein, während so verhältnißmäßig wenig wirklicher Schaden angerichtet worden ist. Ferner hatte die Regierung ein so genaues Augenmerk auf etwa vorhandene Agenten José's, daß der Rath der Zehn am dreißigsten Juni 1570 einen Boten, der Briefe von ihm nach Venedig gebracht hatte, gefänglich einziehen ließ.

Während des diplomatischen Vorspiels des Krieges berichtete der venetianische Bailo (Gesandte bei der Pforte) am letzten Januartage 1570 aus Konstantinopel, der Pascha, mit dem er verhandelte, habe ihn gefragt, wie viele Miglien es von Venedig nach Cypern seien, und auf die Antwort, etwa zweitausend, habe er erwidert: „Was wollt Ihr denn mit einer Insel machen, die so weit entfernt von Euch ist und zu so vielen Unannehmlichkeiten Anlaß giebt? Laßt sie uns doch, deren Provinzen ja ganz in ihrer Nähe liegen!“ Der schlaue Türke hatte mit seiner klug diplomatischen, scheinbaren Vonnahme vollständig Recht: Venedig hatte wirklich nichts mit der Insel anfangen können. Statt einen mit unbeschränkter Vollmacht ausgerüsteten Regenten nach der Insel zu schicken, wurde ein komplizirtes, der venetianischen

Verfassung nachgebildetes Regiment eingeführt, das jedoch in den wichtigsten Befugnissen der Verwaltung und Justiz nicht selbständig war, sondern der Appellation an die Republik unterworfen blieb. So kam zu den vielen Schwächen, die jeder rein aristokratischen Regierung anhaften, noch das schlimmste: der Mangel an Verantwortlichkeit lähmte jede Thatkraft und Entschlußfreudigkeit. Die Dinge kamen so weit, daß vielfach die Ansicht Glauben fand, die Republik habe es auf die Verarmung Cyperns abgesehen und mißgönne der Insel aus Handelsseifersucht jedes Symptom eines Aufschwunges. Dieser Vorwurf war vollständig unberechtigt: vielmehr thaten die nach Cypern entsandten venetianischen Beamten in ihren Berichten Alles, um auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, die cypriotische Handelsmarine und die trotz dem unerschöpflich fruchtbaren Boden ganz vernachlässigte Landwirtschaft zu heben. Alle diese Klagen und Wünsche hatten keinen anderen Erfolg als den, das in Ueberfluß und Schlassheit versinkende einheimische Regiment zum Spenden von Almosen zu ermuntern: jede arme Frau bekam eine wollene Decke, arme Mädchen wurden mit einer Aussteuer und die Hungernden mit Lebensmitteln bedacht. Wem fällt dabei nicht der Vergleich mit London ein, wo ein — mit kontinentalen Verhältnissen verglichen — geradezu furchtbares Elend herrscht, dessen Größe durch keine noch so ausgedehnte Wohlthätigkeit beschränkt werden kann? Und London ist die Hauptstadt des Landes, in dem es der theuerste Luxus ist, Grundeigenthum zu besitzen, weil von den Grundbesitzern die ungeheuren Armensteuern getragen werden müssen.

Eine Regierung kann nicht wohl zu Hause aristokratisch organisiert sein und draußen einem noch so unbrauchbaren Adel die Herrschaft oder wenigstens seine hervorragende Stellung wegnehmen. So ließ Venedig auf Cypern die bestehende Eintheilung der Bevölkerung in Adel, Bürger und Bauern fortbauern und erleichterte nur die Stellung der Bauern, die den Grundherren Frohndienste zu verrichten hatten und von ihrer leicht begreiflichen Widerwilligkeit, sich dieser Pflicht zu unterziehen, die Ungehorsamen genannt wurden: wenigstens wußte ich nicht, was das Wort, womit die Venetianer sie bezeichnen, *parici*, anders sein kann als eine italienische Verstümmelung von *παρῆχοοι*. Ihnen wurde gestattet, sich durch Zahlung von fünfzig Dukaten die Freiheit zu erkaufen, und etwa Bierzig machten in jedem Jahre Gebrauch von dieser Vergünstigung. Freilich wurde ihre Lage dadurch nur wenig gebessert: auf jede Weise wurden sie von dem faulen und verschwenderischen Adel bedrückt und gequält. Bei den Gerichten fanden sie nur geringen Schutz und selbst der gegen sie geübte Mord oder Totschlag blieb nur allzu häufig ungesühnt, weil die mit dem Adel verbündeten Bischöfe einen adeligen Kapitalverbrecher als Kleriker der weltlichen Justiz zu entziehen und ihrer Jurisdiktion zu unterwerfen, Das heißt: so gut wie frei ausgehen zu lassen

pflegten. Allerdings sah der Adel beim Herannahen der Türkengefahr ein, daß mit der Herrschaft Venedigs auch die seinige zu Grunde gehen müsse, und eilte eifriger als sonst zu den Fahnen und auf die Galeeren von San Marco. Aber die von Venedig nach der Insel geworfenen Streitkräfte wurden doch von der Einwohnerschaft nicht so kräftig unterstützt, daß die Vertheidiger der türkischen Streitmacht gemachsen gewesen wären. Auch wurde die venetianische, mit einer päpstlichen und einer spanischen verbündete Flotte an energischer Thätigkeit durch die zweideutige, wenn nicht gar verrätherische Haltung Gianandreas Doria, der die spanischen Schiffe befehligte, so gelähmt, daß sie, obgleich 115 Galeeren stark, Cypern nicht zu Hilfe kommen konnte: kurz, mit dem Falle von Famagosta am achtzehnten August 1571 gerieth die Insel in türkische Gewalt. Die erste That der Türken nach der Einnahme war, den tapferen Vertheidiger Marcantonio Bragadin grausam zu verstümmeln und auf dem Pranger des Hauptplatzes lebendig zu schinden.

Im Jahre 1847 läßt Benjamin d'Israeli seinen Tancred sagen: „Wir sollten Kleinasien nie aus den Augen verlieren, die reichste Gegend der Welt und in einer Lage, von der aus wir Europa lahm legen (magnetize) könnten;“ und im Jahre 1878 erwarb er Cypern für England. Aber von d'Israelis hochfliegenden Plänen ist die englische Regierung offenbar zurückgekommen: trägt doch die Besatzung der Insel nur 135 Mann.

Nach der Eroberung Cyperns wanderten fünfzig griechische Familien aus und ließen sich in Pola nieder. Zahlreiche andere Griechen aus dem Peloponnes, Kreta und anderen von den Türken eroberten Theilen Griechenlands waren bereits vorher nach Venedig geflohen. Schon im Jahre 1539 war die griechische Kolonie so reich, daß sie den Grundstein zu der schönen Kirche San Giorgio dei Greci an der Contrada di Sant' Antonino legen konnte, die Jacopo San Sovino erbaut und Palladio mit einer Kuppel geschmückt hat. Außerdem legten sie ein Nonnenkloster, ein Krankenhaus, eine Bibliothek und vor Allem eine mit einem Konvikt verbundene Schule an, deren Aufgabe war, das Studium des Altgriechischen zu fördern und zu verbreiten, und zwar vornehmlich in Griechenland selbst. Dem selben Zweck diente die ebenfalls von der griechischen Kolonie gegründete Buchdruckerei. Man kann sagen, daß die Anfänge der Hellenisirung Griechenlands von der selben Stadt ausgingen, die zwar den genuinischen Einfluß in der Levante aus dem Felde geschlagen hatte, es aber dauernd verschmähte, das in die Barbarei zurückgefallene Hellas durch Aufrichtung einer politischen Herrschaft zu italianisiren.

Hamburg.

Professor Dr. Franz Eysenhardt.



Als Vater die Lampe kaufte.

Der Vater die Lampe kaufte — oder vielmehr kurz vorher — sagte er zu Mutter: „Hör mal: wollen wir uns nicht auch eine Lampe kaufen?“

„Was — eine Lampe?“

„Na, weißt Du nicht, der Kaufmann im Dorf hat von Petersburg Lampen mitgebracht, von denen eine einzige heller brennt als zehn Kienspähne. Im Pfarrhof haben sie sich schon eine gekauft.“

„Ist denn Das nun so eine, die mitten im Zimmer brennt, und doch kann man in jeder Ecke lesen, fast wie mitten am Tag?“

„Eben, gerade so eine; eine Dellampe; und abends braucht man sie bloß anzusteden, dann hält sie bis zum Morgen vor, ohne auszugehen.“

„Aber wie kann denn nasses Oel brennen?“

„Na, wie kann denn Branntwein brennen?“

„Aber Das kann ja im ganzen Hause Feuer geben! Wenn Branntwein zu brennen anfängt, kann man ja nicht einmal mit Wasser löschen.“

„Dah das Haus Feuer fängt, ist unmöglich, denn das Oel ist doch in einem fest verschlossenen Glase drin und eben so die Flamme.“

„In einem Glase! Wie kann denn in einem Glase Feuer brennen? Das muß doch springen!“

„Was denn?“

„Das Glas.“

„Springen! Nein, Das thut nicht; freilich: es kann ja vorkommen, wenn man die Flamme zu hoch schraubt, aber dazu zwingt Einen ja Niemand.“

„Wenn man die Flamme zu hoch schraubt? Nein, aber Alterchen, wie willst Du denn an der Flamme schrauben?“

„Na, wenn man die Schraube nach rechts dreht, dann steigt der Docht eben — sie hat nämlich einen Docht, genau wie ein gewöhnliches Licht — und die Flamme natürlich mit; und dreht man wieder nach links, dann wird die Flamme kleiner, und wenn man dann pustet, dann geht sie aus.“

„Oim, sie geht aus . . . Das verstehe ich wirklich nicht. Das müßen wieder so neumodische Feine-Leute-Sachen sein.“

„Später wirst Du schon verstehen, wenn wir erst eine hier haben.“

„Was kostet sie denn?“

„Sieben und eine halbe Mark und dann Oel, die Ranne eine Mark.“

„Sieben und eine halbe Mark und obendrein noch Oel! Für das Geld kann man sich ja Kienspähne für viele Winter kaufen, und wenn Pella sie spaltet, geht kein Pfennig verloren.“

„Bei der Lampe aber auch nicht! Und Kienholz kostet doch auch Geld und hier bei uns haben wirs gar nicht mehr in Hülle und Fülle; da kann man schließlich noch danach herumsuchen und es sich erst von weit her mit Pferd und Wagen heranziehen. Und da wirds wohl auch bald zu Ende sein.“

Run wußte Mutter freilich, daß es mit dem Kienholz nicht so rasch zu Ende gehen würde und daß Alles nur ein Vorwand war, um die Lampe zu kaufen. Aber als kluge Frau schwieg sie schon lieber, um nicht Vater erst noch ärgerlich zu machen. Denn dann wäre am Ende die ganze Lampe ungelauft

und ungesehen geblieben. Oder man kaufte sich gar eine auf irgend einem anderen Hofe und dann wäre bald im ganzen Dorf davon die Rede, daß sich Die nach Predigers zuerst eine Lampe zugelegt hätten. Mutter überdachte also die ganze Geschichte und sagte dann zu Vater: „Kauf nur schon ruhig drauf los, wenn Du Lust dazu hast; mir ist es ganz gleich, ob ein Rienspahn brennt oder sonst irgendetwas für Del, wenn ich nur genug zum Spinnen sehen kann. Wann willst Du sie denn kaufen?“

„Ich dachte eigentlich, morgen zu fahren; es ist ja auch sonst Allerlei beim Kaufmann zu besorgen.“

Nun war es mitten in der Woche und Mutter wußte recht gut, daß die anderen Besorgungen bis Sonnabend bleiben konnten, sagte aber schon gar nichts mehr, sondern dachte bei sich: je eher, je lieber.

Und noch am selben Abend holte Vater die große Reisefiste vom Boden herunter, in der sich schon Großvater seine Weggehrung mitgenommen hatte, wenn er nach Meaborg fuhr, und bat Mutter, sie mit Feuer zu füllen und in die Mitte etwas Watte zu legen. Wir Kinder fragten, warum man denn diesmal bloß Feuer und mitten drin nur noch etwas Watte hineinpacke, aber Mutter sagte, wir möchten ruhig sein. Vater war bei besserer Laune und erklärte, er wolle eine Lampe vom Kaufmann holen und die sei von Glas und könnte zerbrechen, wenn er etwa unterwegs umkippte oder der Schlitten zu sehr stutzte. An diesem Abend lagen wir Kinder dann noch lange wach und dachten an die neue Lampe; aber der alte Einlieger-Pekka, der alle Rienspähne zurechtspaltete, fing zu schnarchen an, sobald der Rienspahn erloschen war. Und fragte gar nicht mal, was denn Das für ein Ding wäre, solche Lampe, obwohl wir so viel von ihr gesprochen hatten.

Vater blieb den ganzen Tag unterwegs. Dieser Tag wurde uns Allen tüchtig lang und selbst das Essen schmeckte uns nicht recht, obgleich es zu Mittag Milchreis gab. Einlieger-Pekka aber aß und schlürfte für uns Alle und spaltete den ganzen Sparren voll Rienspähne. Mutter hingegen zog an diesem Tage auch nicht viele Häden aus, denn zwischendurch mußte sie immer wieder ans Fenster gehen und über das Eis fort nach Vater ausblicken.

Erst beim Abendessen hörten wir die Schellen der Pferde auf dem Hofe. Mit dem letzten Bissen Brot im Munde stürzten wir Kinder hinaus, aber Vater trieb uns wieder hinein und rief Pekka zu, er möchte herauskommen und ihm bei der Kiste helfen. Pekka schlummerte schon auf der Ofenbank und war, als er die Kiste mit Vater zusammen in die Stube trug, so ungeschickt, an der Schwelle anzustoßen. Wenn er jünger gewesen wäre, hätte ihn Vater dafür sicherlich bei den Ohren getriegt; aber er war ein alter Kerl und Vater hatte in seinem Leben niemals einen Menschen geschlagen, der älter war als er selbst. Trotzdem hätte Pekka wohl Allerlei über sich ergehen lassen müssen, wenn die Lampe entzwei gewesen wäre: aber es war ihr nichts passiert.

„Stieh wieder auf Deinen Ofen, Du Lölpel“, rief Vater, und Pekka froh. Da hatte Vater die Lampe schon aus der Kiste genommen und hielt sie mit der einen Hand in die Höhe.

„Siehst Du, da haben wir sie! So steht sie aus! Hier in dies Glas kommt das Del und das Stückchen Band hier ist der Docht.“

„Wollen wir sie nicht anstecken?“ fragte Mutter und zog sich zurück.

„Bist Du verdreht? Es ist ja gar kein Del drin.“

„Aber kann man das denn nicht einfüllen?“

„Das Oel, meinst Du? Nein. So was kann man sich ja freilich einbilden, wenn man von der Sache nichts versteht; aber der Kaufmann hat mich wiederholt davor gewarnt, Oel bei Licht einzugießen, denn da kann es leicht Feuer fangen und dann brennt womöglich das ganze Haus ab.“

„Wann soll man denn aber Oel aufgießen?“

„Bei Tage! Kannst Du denn nicht bis Morgen warten? Das ist doch wohl nicht zu viel verlangt.“

„Dast Du sie denn brennen sehen?“

„Ja, meinst Du? Na, ich habe sie schon öfter gesehen, erst bei Predigers und dann, als wir diese hier beim Kaufmann probirten.“

„Und hat sie gebrannt?“

„Ob sie gebrannt hat? Na, natürlich; als wir die Fensterläden fest zugemacht hatten, hätte man eine Stecknadel auf der Erde finden können. Sieh mal, hier ist solche Glode, und wenn das Feuer hier in dem hohlen Glase brennt, dann kann das Licht nicht oben nach der Decke hinaus, wo mans ja nicht nöthig hat, sondern muß sich nach unten ausbreiten, so daß man sogar eine Stecknadel auf dem Fußboden finden kann.“

Wir hätten nun Alle freilich große Lust gehabt, zu probiren, ob man wirklich eine Stecknadel auf der Erde finden könne; aber der Vater hängte die Lampe an die Decke und fing zu essen an.

„Heute Abend müssen wir uns noch mit dem Rienstapfen befehlen“, meinte er dabei, „aber von morgen ab brennt hier im Haus die Lampe.“

„Siehst Du, Vater, Pella hat heute den ganzen Dachsparren voll Rienstapfne gespalten.“

„Scheint so, — na, dann haben wir wenigstens für den Winter genug Brennholz, denn zu was Anderem brauchen wir die nicht mehr.“

„Doch: im Badehaus und im Stall“, sagte Mutter.

„Aber in der Stube brennen wir die Lampe“, sagte Vater.

In dieser Nacht schlief ich noch weniger als in der vorigen, und wenn ich mich nicht geschämt hätte, hätte ich morgens beim Aufwachen einfach drauf los gemeint, sobald mir einfiel, daß die Lampe nun erst am Abend angesteckt werden sollte. Mir hatte geträumt, Vater habe noch in der Nacht Oel auf die Lampe gegossen und nachher habe sie den ganzen Tag gebrannt.

Gleich bei Tagesanbruch wählte Vater aus der Reisefliste eine große Flasche heraus und goß aus ihr Etwas in eine kleinere ab. Wir hätten gar zu gern gefragt, was denn in der Flasche sei, wagten es aber nicht, denn Vater sah so fürchtbar ernst aus, daß wir ordentlich Angst bekamen.

Als er dann aber die Lampe von der Decke herunterholte und umständlich an ihr herumzuschrauben begann, konnte sich Mutter nicht länger halten und fragte, was er denn mache.

„Ja gieße Oel auf die Lampe.“

„Ja, aber Du machst sie ja entzwei; wie willst Du denn Alles, was Du loschraubst, nachher wieder zusammenkriegen?“

Weber Mutter noch wir hatten eine Ahnung, wie man Das wohl bezeichnen müßte, was Vater von dem Glasgefäß abgeschraubt hatte.

Vater erwiderte gar nichts darauf und befahl uns nur, etwas weiter fort zu gehen. Dann goß er das Glasgefäß aus der kleinen Flasche fast ganz voll und nun erriethen wir, daß sich wohl auch in der großen Flasche Del befände.

„Na, und wird sie denn nun nicht mal angesteckt?“ fragte Mutter, als alle losgeschraubten Sachen wieder glücklich an ihrem Platz waren und Vater die Lampe wieder hochgehen ließ.

„Jetzt, bei Tage?“

„Man könnte doch versuchen, wie sie brennt.“

„Sie brennt schon ganz gut, warte nur bis zum Abend und quäl nicht lange.“

Nach dem Mittagessen trug Einlieger-Pekka auf der Schulter einen großen, hartgefrorenen Kloben Riemholz, aus dem er Spähne spalten wollte, in die Stube herein und warf ihn so kräftig auf die Erde, daß die ganze Stube dröhnte und das Del in der Lampe sich hin und her bewegte.

„Na nu? Warum polterst Du denn so?“ fragte Vater.

„Ich bringe den Kloben da herein, damit er aufthaut; mit solchen Eisklumpen kann ja Niemand fertig werden.“

„Das hat ja auch Niemand nöthig,“ sagte Vater und blinzelte uns zu.

„Sollen denn etwa keine Spähne mehr gespalten werden?“

„Nun, und wenn schon keine mehr gespalten würden?“

„Mir ist es gleich, wenn der Herr ohne sie zurecht kommen kann.“

arten herunterhangt?

leidig auf Pekka herab.

die Erde und blickte

brennt, dann braucht

t weiter zu sagen, zu

s er an diesem Tage,

selbst, in kleine Stücke;

Mutter versuchte es

abgewickelt, da schob

reilich anfangs etwas

auch nicht recht, denn

d that so, als ob er

bot er uns erst noch,

uns die Lampe mit

gestricke Webgewand

ngst, die Schnur, die

dann könnten wir die

g, und da uns nichts

gehen.

ffinder, sobald sie uns

ich recht gut; trotzdem

en; unser Gut heiße

Und bei der Frage sah Vater stolz zur Lampe auf und mit Pekka stellte aber zunächst erst mal ruhig seinen Klob in erst dann zur Lampe auf.

„Das ist eine Lampe“, sagte Vater, „und wenn die man kein Riemspahnfeuer mehr.“

„Ach so“, meinte Pekka und kehrte, ohne ein Wort seinem Reifighaufen hinter dem Stall zurück. Dort hiel wie an allen anderen, einen Reifighaufen, so hoch wie er s die Anderen aber bekamen so gut wie gar nichts fertig. mit dem Spinnen, aber der Glack war kaum zur Hälfte sie schon Alles bei Seite und ging aus. Vater schnigte an seinem Kistiel herum, aber ihm lag die Arbeit wohl mittendrin hörte er auf. Er machte es wie Mutter un ins Dorf oder sonst wohin mähte. Ehe er aber ging, ver auszugehen, und drohte uns Prügel an, falls Einer von den Fingerspitzen berührte. Aber wir hätten schon eher das des Priesters anzufassen gewagt und hätten nur immer die ganze Herrlichkeit hielt, möchte am Ende reihen und i ganze Schuld bekommen.

In der Stube ward uns die Zeit aber doch zu lan Anderes einfiel, beschlossen wir, auf die Schlittenbahn zu

„Da kommen die Lampenhofskinder“, riefen die Dor erblickten. Was sie damit sagen wollten, wußten wir natürlich fragten wir, was sie denn mit „Lampenhofskinder“ meinten doch nicht „der Lampenhof“.

„Ihr habt Euch doch aber auf Eurem Hof solche Lampe gekauft.“

„Woher wißt Ihr denn Das?“

„Meiner Mutter hat Deine Mutter, als sie über unseren Hof ging, erzählt, daß sich Euer Vater eine Lampe vom Kaufmann mitgebracht hat, die so hell brennt, daß man eine Stecknadel auf der Erde finden kann,“ sagte die Tochter des Schulzen.

„Es soll genau solche Lampe sein wie die bei Prebigers, hat Euer Vater eben bei uns erzählt und ich habe es mit eigenen Ohren gehört,“ sagte der Junge vom Gastwirth.

„Na, und Ihr habt doch wirklich solche Lampe?“ fragten Alle.

„Ja, wir haben eine, aber bei Tage kann man so was nicht sehen; nachher am Abend wollen wir zusammen hingehen.“

Und wir fuhrn Schlitten bis zur Dämmerung; und jedesmal, wenn wir die Schlitten den Hügel hinaufzogen, kamen wir mit den Dorfkindern von Neuem auf die Lampe zu sprechen. So verging die Zeit schneller, als wir dachten, und als wir den Hügel zum letzten Mal heruntergelaufen waren, machten wir uns Spornstreichs auf den Weg nach unserem Hause.

Veika stand noch immer bei seinem Reißighaufen und drehte nicht mal seinen Kopf herum, obwohl wir ihm einstimmig zuriefen, er solle kommen und zusehen, wenn die Lampe angezündet würde.

Die ganze Gesellschaft stürzte ins Zimmer. Aber an der Thür blieben wir stehen. Unter dem Sparren brannte die Lampe so hell, daß wir nur noch mit halbgeöffneten Augen hinaufzublitzeln vermochten.

„Macht die Thür wieder ordentlich zu, Wärme ist theuer“, rief der Vater vom Tisch her.

„Die fliegen herum, wie Hähner im Sturmwind,“ schalt Mutter vom Herd aus.

„Wäre freilich kein Wunder, wenn die Kinder Furcht vor ihr bekämen, bin ich doch sogar als alter Mensch ganz starr vor Staunen,“ sagte die alte Mutter vom Gastwirth.

„Unser Mädchel ist doch auch überall dabei“, meinte die Schwiegertochter des Schulzen.

Erst als sich unsere Augen etwas an die Helligkeit gewöhnt hatten, erkannten wir, daß die halbe Stube mit Nachbarkleuten gefüllt war.

„Na, nun kommt nur näher, Kinder, damit Ihr ordentlich sehen könnt“, sagte Vater mit einer Stimme, als ob er uns freundlich zureden wollte.

„Macht Euch den Schnee von den Füßen und dann kommt hier nach dem Ofen her; von hier sieht sie ganz besonders prächtig aus“, sagte Mutter.

Schiebend und schubend gingen wir auf Mutter zu und setzten uns der Reihe nach neben sie auf die Bank. Erst in ihrem Schutze wagten wir, uns die Lampe ordentlich anzusehen. Wir hatten uns ja nicht gedacht, daß sie gerade so brennen würde, wie sie brannte; aber als wir uns die Sache richtig hin und her überlegten, fanden wir, daß sie doch genau so brannte, wie sie brennen mußte. Und als wir eine Weile still dageessen hatten, war uns zu Muthe, als ob wir sie uns schon lange genau so vorgestellt hätten, wie sie jetzt da hing. Das aber konnten wir doch nicht fassen, wie man das Feuer in das Glas hin-

einbekommen hatte. Wir fragten Mutter danach, aber sie sagte, Das würden wir schon noch sehen.

Die Leute vom Dorf priesen die Lampe um die Wette; der Eine sagte Dies, der Andere Das. Die alte Mutter des Gastwirths behauptete, sie leuchte eben so ruhig und gleichmäßig wie die Sterne am Himmel. Der Schulze, der triefäugig war, fand sie vortrefflich, weil sie nicht rauche und man sie in der „Guten Stube“ brennen könne, ohne daß die Wände schwarz werden würden. Vater antwortete darauf, daß sie eigentlich ja auch für die „Gute Stube“ berechnet sei, aber doch auch für die anderen Stuben ausgezeichnet passe, denn nun brauche man auch hier nicht länger mit Rienspähnen herumzulaufen; jezt könnten Alle bei einem einzigen Feuer sehen, und wenn es noch so Viele wären. Als Mutter meinte, die kleine Krone in der Kirche leuchte kaum heller, mußte ich auf Vaters Wunsch das ABC-Buch holen und an die Thür gehen, um zu versuchen, ob man dort lesen könne. Ich ging und fing das Vaterunser zu lesen an. Aber da sagten Alle: „Das kann der Junge ja auswendig“. Mutter steckte mir also das Gesangbuch in die Hand und ich fing „Jerusalem's jammervolle Zerstörung“ an.

„Ein größeres Wunder hat man noch nie erlebt“, sagten die Leute.

Dann sagte Vater wieder: „Wenn nun Jemand eine Stecknadel hier hätte, könnte man sie auf die Erde werfen und dann müßten wir sie sofort wiederfinden.“

Die Schwiegertochter des Schulzen trug vorn auf der Brust wirklich eine Stecknadel bei sich, aber als sie die auf die Erde warf, fiel sie in eine Ritze und wir konnten sie nicht finden und zu sehen war sie auch nicht.

Erst als die Leute aus dem Dorfe gegangen waren, kam Pella herein. Er blinzelte wohl erst mal nach dem ungewohnten Lampenlicht hin, zog sich dann aber ruhig Rock und Fußlappen aus.

„Was ist denn Das, was da an der Decke so funkelt und Einem die Augen blendet?“ fragte er schließlich, nachdem er die Strümpfe am Sparren aufgehängt hatte.

„Na, rathe mal, was es wohl sein mag“, sagte Vater und zwinkerte Mutter und uns mit den Augen zu.

„Das rath' ich nicht“, sagte Pella und kam näher an die Lampe heran.

„Vielleicht ist es die Krone aus der Kirche“, sagte Vater.

„Vielleicht“, meinte Pella, war aber doch neugierig geworden und betastete die Lampe.

„Dran herumzufingern ist nicht nöthig! Sehen, aber nicht anfassen!“

„Ja, ja, ich will ihr ja nichts thun“, sagte Pella etwas verduzt und zog sich auf die Bank an der Thürwand zurück.

Mutter that der arme Pella offenbar leid und sie fing an, ihm auseinanderzusetzen, es sei keine Krone, sondern eine Lampe, eine Oellampe, und deshalb habe man keine Rienspähne mehr nöthig.

Pella verstand aber von der ganzen Erklärung gerade so viel, daß er den Rienspähnenkasten, den er am Tage in die Stube geschleppt hatte, sofort wieder kleinzuhauen anfing. Aber da sagte ihm Vater, er habe ihm doch schon mal erklärt, daß man in Zukunft keine Rienspähne mehr zu spalten brauche.

„Das weiß ich nicht mehr; aber ich kanns ja lassen, wenns nicht nöthig ist“; und Pella hieb sein Riemenmesser in die Wandrinne.

„Da hats gute Zeit zum rosten“, meinte Vater dazu; Pella aber sprach kein Wort mehr.

Nach einer Weile fing er seine Stiefel zu flicken an, griff nach einem Rienspahn oben am Sparren, zündete ihn an, steckte ihn in die Klammer und setzte sich auf seinen kleinen Schemel in der Ofenecke. Wir Kinder sahen es früher als Vater, der, mit dem Rücken gegen Pella, unter der Lampe an seinem Kräftel schnitzte. Wir sagten aber nichts, sondern lüchelten nur und flüsternten uns zu: „Laß Das blos Vatern sehen! Was Der dann sagen wird!“ Und als ihn Vater dann bald zu sehen kriegte, stellte er sich, die Hände in den Seiten, vor Pella hin und fragte sehr giftig, was er denn für seine Arbeit habe, daß er Extrabeleuchtung brauchte.

„Ich flicke mir nur die Stiefel“, gab Pella in aller Seelenruhe zur Antwort.

„So, Du flickst Dir die Stiefel; aber wenn Du nicht beim selben Licht sehen kannst wie ich, dann schen Dich mit Deinem Rienspahn ins Badehaus oder sonst wohin!“

Und Pella ging. Steckte seine Stiefel unter den Arm, nahm den Schemel in die eine und den Rienspahn in die andere Hand, ging sacht durch die Thür auf den Flur und von da auf den Hof hinaus. Das Rienspahnsfeuer flackerte draußen im Winde und spielte eine kleine Weile roth und prächtig über die kleinen Hütten, die Scheune und die Ställe hin. Wir Kinder sahen es durchs Fenster und hatten die Empfindung, es sei sehr schön. Als Pella aber in der Thür des Badehauses verschwunden war, wurde es wieder dunkel im Hof und wir sahen nur die Lampe, die sich in dem dunklen Fensterglas spiegelte.

Seitdem brannten nie wieder Rienspähne in der Stube. Die Lampe schien siegreich von der Decke herunter und an Sonntagen kamen abends oft die Leute aus dem Dorf, um sie zu bewundern. In der ganzen Gemeinde wußte man, daß unser Hof nach dem Predigerhause der erste war, wo man eine Lampe brannte. Nach uns kaufte man sich beim Schulzen genau so eine, wie unsere war, aber da der Schulze sie nie anstecken lernte, kam sie durch Kauf ins Wirthshaus; und da ist sie noch heutigen Tags.

Auf den ärmeren Höfen konnte man sich keine Lampe anschaffen; da verrichtet man noch jetzt die lange Abendarbeit beim Riensackellicht.

Als wir die Lampe aber eine kurze Zeit gehabt hatten, da kragte Vater die Stubenwände blank und weiß ab und sie wurden nie wieder schwarz, weil inzwischen auch der alte Ofen, der den Rauch nach innen warf, einem neuen hatte Platz machen müssen, der nach außen rauchte und eine Ofenklappe hatte. Aus den Steinen des alten Ofens setzte sich Pella im Badehaus einen neuen Herd und mit den Steinen flüchteten auch die Heimchen dort hinüber, nachdem man in der Stube schon lange nichts mehr von ihnen gehört hatte. Vater wars so ganz recht, uns Kinder aber besiel an den langen Winterabenden manchmal eine wunderliche Sehnsucht nach den alten Zeiten; dann trieb es uns hinüber ins Badehaus, um die Heimchen zu hören, und dort saß Pella und verbrachte beim Riensfeuer die langen Abende.

Selbstanzeigen.

Die Bedeutung der Schule Gabelsberger. Verlag von Emil Roth in Gießen. Mit vier Portraits. Preis 1 Mark. — **Lehrgang der deutschen Einheitstenographie Gabelsberger.** Mit Schlüssel und Porto 25 Pf. durch Joh. Müller in Charlottenburg.

Als die Gabelsberger-Stenographen sich im Monat Juli in der Hauptstadt Sachsens versammelten, glaubte der angesehene gießener Verlag, der einst Büchners Buch „Kraft und Stoff“ herausgab, der Schule Gabelsberger eine kleine Aufmerksamkeit erweisen zu sollen. Diese Aufmerksamkeit besteht nun in der Veröffentlichung des vorliegenden Werkes. Vier Portraits von angesehenen und liebenswürdigen Freunden der Einheitstenographie Gabelsberger zieren meine neue Schrift und ich darf hervorheben, daß verschiedene gewichtige Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Kurzschrift bereits ihre Anerkennung meines Buches ausgesprochen haben.

Als ich mich an die Ausarbeitung des Lehrganges der deutschen Einheitstenographie Gabelsberger machte, hätte ich mir einen so großen Erfolg nicht träumen lassen. Wenn alle meine Schriften einen so durchschlagenden Erfolg hätten wie dieser Zehn Pfennig Lehrgang, so würden in ganz kurzer Zeit meine Verleger gemachte Leute sein. Sechs Auflagen in kaum einem halben Jahr: Das will in Deutschland schon Etwas sagen. Karl Hempel.



Waldsagen. Prosaabichtungen. Einz. Oesterreichische Verlagsanstalt.

„Waldsagen“ heißt das Buch, weil es einen Namen haben mußte, nach der ersten darin enthaltenen Dichtung, die übrigens nicht als Vorklang oder Einleitung gelten will. Mit Gesamttiteln für eine Reihe unzusammenhängender Stücke hat es immer sein Nützliches. Meine Ansicht ist, daß die Ueberschrift, die eine einzelne Dichtung erhält, sofern sie sich nicht ohnehin schon schöpferisch ergab, zugleich das Aeußerste ist, was der reflektirende Verstand des Urhebers dem Kunstwerk hinzufügen darf. Sammelnamen auszudenken, halte ich für unkünstlerisch. Bei solchen Grundfragen darf ich nicht viel über mein Buch sagen. Ich bin mir nur bewußt, daß ich die sahrige Skizze mit ihren ungezählten Gedankenstrichen und „Empfindungspunkten“ eben so habe wie die Erniedrigung der Sprache zu allerlei Krüppelstücken und daß ich in meinen Prosaabichtungen nach Konzentration des Stoffes und Rundung der Form wie nach einem reinen, natürlichen und schlackenfreien Ausdruck gerungen habe.

Wien.

Franz Himmelbauer.



Manuskriptzeitung für jüngere Literatur. Jena, Johannisplatz 22.

Die „Manuskriptzeitung für jüngere Literatur“ stellt sich vor Allem die Aufgabe, Autoren und Redaktionen vor der Ausbeutung durch sogenannte literarische Bureaux zu schützen. Sie ist eine Feuilletonkorrespondenz, die eine streng reelle und offene Geschäftsführung hat und ihren Prospekt an alle Interessenten giebt. Sie bringt kleine Novelletten, Essays und Aufsätze aller Art. Bekannte Autoren haben ihre Mitwirkung zugesagt. Der Hauptzweck unseres Blattes wird jedoch bleiben, jüngeren, aufstrebenden Talenten Gelegenheit zur Veröffentlichung und Verwerthung ihrer Arbeiten zu bieten. Wir werden den denkbar geringsten Prozentsatz am Reingewinn in Anspruch nehmen und die Herstellung für den Autor kostenlos leisten.

Jena.

J. Schwabe. S. Hochstetter.

**Die Gewerbmäßigkeit im Glücksspiel.** Eine Rechtsstudie zu § 284 des Reichsstrafgesetzbuchs. Berlin 1900. R. Hoffmanns rechtswissenschaftlicher Verlag. Preis 1 Mark.

Wer irgendwelche pikanten Enthüllungen oder unterhaltende Plaudereien über den „Klub der Harmlosen“ erwartet, kommt nicht auf seine Rechnung. Auch war ich nicht etwa von dem Wunsche geleitet, irgendwie oder wo für mich und meine Sache Stimmung zu machen. Das wäre auch ein vergebliches Untersuchen angesichts des pharisäischen Gebahrens eines Theiles der durch die Presse großartigen öffentlichen Meinung, welche die Räder, die Dickhäutergelüste verrieth, erbarmungslos tritt und den Elephanten munter weiter füttert und anbetet. Ich habe mich bemüht, streng objektiv und wissenschaftlich den Begriff des „gewerbmäßigen Glücksspiels“ zu entwickeln; und ich glaube, Das ist nicht ganz unnützlich, da wohl viele Leute — und unter ihnen gewiß auch die Gesetzgeber — sich von einem „gewerbmäßigen Spieler“ ein wesentlich anderes Bild machen, als ich es darbiere. Ueber hundert Breitengrade, den dritten Theil des Erdumfangs, habe ich durchreist, um mein Recht zu suchen. Es wird mir werden; noch weiß ich heute nicht, wie es ausfällt. Eins aber weiß ich und hoffe ich, nicht für mich, aber zur Vermeidung späterer Mantuffeliasaden: logische Konsequenz ist der Stolz und die Unterlage jeden Rechtes. Bin ich schuldig, so ist jeder Lieutenant, jeder Referendar, jeder leichtsinnige junge Mann, der häufig spielt, ein gewerbmäßiger Spieler im Sinne des Strafgesetzes. Bin ich aber nicht schuldig und will man dennoch „mit der Schärfe des Gesetzes“ gegen Spiel und Spieler vorgehen, so fehlt dem heutigen Strafgesetz eben eine solche Schärfe. Dann mag der „Harmlosen-Prozess“ do logo ferenda sein Gutes bringen und eine „Lex Ardcher“ erzeugen, die Jeden mit Strafe bedroht, „dessen Spiel, ohne gewerbmäßig zu sein, das Sachverständniß des zuständigen Kriminal-Kommissars grolllich übersteigt“!

Dr. Bruno von Kayser.



Die Spielhagen-Banken.

Der Geist des seligen Bankdirektors Spielhagen ist plötzlich wieder unter uns umgegangen. Das brave Kapitalistenpublikum braucht von Zeit zu Zeit eine kleine Aufregung, um die Gaben der Gegenwart besser schätzen zu lernen; auch da heißt es: „Etwas fürchten und hoffen und sorgen muß der Mensch für den kommenden Morgen.“ So geht jetzt ein großes Klagen durch das Land: die Aktien und die Obligationen der Preussischen Hypotheken-Aktienbank und der Deutschen Grundschuldbank Spielhagenschen Angebendens sind in ihrem Kurs immer tiefer gefallen und an ihnen mußten alle Formalitäten erfüllt werden, die eine fürsorgliche Regierung und das Interesse von Kasziern zur Bedingung machen. Etwas muß doch faul im Staate sein, so fabuliert das Publikum, wenn die Kurse fallen, und sendet neue Papiere der beiden Banken auf den Markt, damit sie dort in blankes Gold eingetauscht werden. Durch diese unüberlegte und überstürzte Vorsicht entwerthet sich der wackere Bürger, der den Schlag nicht überwinden zu können fürchtet, freilich selbst seinen Besitz. Denn je größere Verkaufsaufträge vorliegen, um so billiger muß die Waare werden, ohne daß sich deshalb an ihrem Charakter auch nur das Mindeste ändert. Die Regel, daß Angebot und Nachfrage den Preis bestimmen, schneidet den kurzfristigen Kapitalisten, die an Nervosität leiden, den Lebensnerv durch. Vor drei bis vier Jahren lagen die Verhältnisse der Spielhagen-Banken nicht anders als heute und auch in der nächsten Zeit werden sie keine Verschiebung erfahren, wenn nicht die rauhe Hand einer Revisoren-Kommission mit Gewalt, um Klarheit zu schaffen, Grundwerthe zerstört. Hat das Publikum seine ruhige Besinnung, so muß es sich fragen: „Was ist denn geschehen?“ Und die Antwort wird lauten, daß mit dem Aktienkapital großer Gesellschaften Unfug getrieben worden ist. Statt dieses Geld in das Unternehmen selbst hineinzustecken, wurden mit seiner Hilfe Bankgeschäfte unternommen, die anderen Unternehmen Nutzen bringen sollten. Die Bilanz verschleierte seit Jahren diese Ungehörigkeit. Da war ein umfangreicher Posten Effekten angeführt. Natürlich glaubte Jeder, darunter seien Staats- oder Stadtanleihen verstanden, wie sie sich jede Gesellschaft, um ihre Mittel flüssig zu haben, stets bereit halten muß. Nun begingen aber die Spielhagen-Banken den Fehler, die Aktien von Schwesterinstituten, zwischen denen ein manus manum lavat-Verhältnis besteht, in die Jahresrechnung einzustellen, dadurch gewissermaßen die eigenen Papiere zu beleihen und sich um die Möglichkeit zu bringen, bei plötzlichem Geldbedarf, wie er sich bei jedem Unternehmen mitunter einstellt, bereite Mittel zur Verfügung zu haben. Solche Schädigung der Aktionärinteressen, so zeter die zuweilen an moralischen Anwandlungen sich erbauende Presse, schreit zum Himmel! Bei Nicht besehen, sind Aktionäre der Preussischen Hypotheken-Aktienbank aber lediglich die Deutsche Grundschuldbank und eine wieder von ihr gegründete Gesellschaft; und Aktionäre der Deutschen Grundschuldbank sind keine anderen Unternehmen als die Preussische Hypotheken-Aktienbank und deren weitere Gründungen. Alles bleibt also hübsch in der Familie und die Wittwen und Waisen, zu deren Vormund sich Liberale und Konservative aufwerfen und in deren Namen sie unberufen das haarsscharfe Richtschwert schwingen, existiren gar nicht als Aktionäre dieser oder jener Spielhagen-Bank.

Falls aber doch zufällig ein Mitglied jener Kategorie eine Aktie der beiden genannten Institute besitzen sollte, so verdient es Strafe für diese Ungehörigkeit. Mag es sein Geld in Staatspapieren oder Pfandbriefen oder auch in Hypotheken anlegen. Wenn es Das nicht gethan hat, wollte es eben in Spekulationen sein Heil versuchen. Ein Spekulant muß aber gerieben genug sein, um selbst die Augen aufzutun. Der Kurssturz der Aktien kann leicht dazu führen, daß diese Papiere auch an innerem Werth verlieren. Da nämlich die befreundeten Banken sich in ihren Besitz an Aktien theilen, müssen sie bei Aufstellung der Jahresrechnung für das laufende Jahr, falls der Werthbemessung der niedrigste Kurswerth zu Grunde gelegt wird, mit einem so geringen Betrag eingestellt werden, daß sich ein beträchtlicher Verlust ergibt, und die fernor noch zur Verfügung stehenden Aktiva werden gegenüber den Passiven verschwinden. Dann bleiben die Aktionäre eine Zeit lang dividendenlos; und da sie in der Hauptsache wieder mit den Schwestergesellschaften identisch sind, so leiden diese Institute dann sämmtlich in der selben Weise. Die große Menge aber, die nur selten Aktien der Spielhagen-Banken erwarb, hat kein Interesse an diesen internen Vorgängen. Wesentlich anders liegen die Verhältnisse der Hypothekenspfandbriefe. Eine strapellose Konkurrenz hat sich redlich bemüht, diese Papiere in Grund und Boden zu treten, und trotzdem erklärte mir der Leiter einer nicht mit den Spielhagen-Banken am selben Strang ziehenden Hypothekenbank, daß er die jetzt plötzlich um allen Kredit gebrachten Pfandbriefe der Preussischen Hypotheken-Aktienbank zum Parikurs zu bewerben keinen Anstand nehmen würde, mindestens aber auf Grund gewissenhafter Prüfung jedem Käufer ein gutes Geschäft garantiren könne, der für neunzig Prozent diese Papiere an sich bringe. Den Rath, sie rasch wieder aus dem Markt zu nehmen, würde das eingeschüchterte Publikum kaum befolgen, — wenigstens nicht früher, als bis die von der Staatsaufsichtsbehörde eingesetzte Revisoren-Kommission ihre Arbeiten beendet und beruhigende Erklärungen über die Sicherheit der Pfandbriefe abgegeben hat.

Der Pfandbriefbesitzer, dem das Hypothekensbankgesetz weitgehende Rechte — namentlich das Vorzugsrecht seiner Forderung im Konkurs — zugestanden hat, geht sicher, wenn für seine Papiere unterlagefähige Hypotheken vorhanden sind, die sich innerhalb der gesetzlich vorgeschriebenen Beleihungsgrenze halten. Die beiden Spielhagen-Banken dürfen bei Feststellung dieser Sicherheitsverhältnisse nicht ganz gleich beurtheilt werden. Die eine stand von je her unter dem bindenden Zwang der preussischen Normativbestimmungen für Hypothekensbanken, die andere gab früher lediglich Schuldbriefe, die auf den Namen lauteten, aus und war daher weder bei der Beleihung von Grundstücken noch bei der Aufnahme von Geldern gegen ihre bloßen Scheine noch auch bei dem Bemühen, sie an den Börsen in den Verkehr zu bringen, an irgend welche Beschränkungen durch Gesetzes- oder Verwaltungsvorschriften gebunden. Wenn man gerecht sein will, muß man der preussischen Staatsregierung einen großen Theil der Schuld an der Schwierigkeit der Verhältnisse, unter denen die Preussische Hypotheken-Aktienbank zu arbeiten hat, zuschreiben. Die ihr bei der Begründung im Jahr 1864 von der Regierung vorgeschriebenen Normativbestimmungen waren so ungünstig und hinderten so sehr das Geschäft, daß die Bank wiederholt vergebens die Bewilligung anderer Beleihungsgrenzen nachsuchte und schließlich die Thätigkeit einstellte. Erst der

Erlaß besserer Vorschriften, die nicht mehr auf dem Bestreben ruhten, den Privatgesellschaften das Geschäft unmöglich zu machen, gestattete eine Reorganisation der Bank. Lange war die Befriedigung des Kapitalbedürfnisses der Grundbesitzer sehr erschwert durch den Jahre dauernden Rückgang der Ertragswerthe des städtischen Grundbesitzes, durch die Bevorzugung fremder Werthpapiere für Kapitalanlage und durch die niedrigen Kurse der heimischen Anleihen. Die damals ausgegebenen, hoch verzinslichen und zum Theil auch mit Agio ausgestatteten Pfandbriefe sind im Lauf der Zeit durch niedriger verzinsliche Papiere ersetzt worden. Erst in den letzten Jahren tauchte der Gedanke an $4\frac{1}{2}$ procentige Pfandbriefe wieder auf; die fünfprocentigen sind seit 1892 vollständig verschwunden. Die Entwicklung, die dieser knappe Ueberblick zeigt, beweist auch, daß die Leiter der Spielhagen-Banken ihre Zeit richtig verstanden. Vor Allem versuchten sie, sich Grundstücksgesellschaften anzugliedern, die ihnen eine Fülle von Hypothekmaterial bereit zu halten hatten, und das Vermittelungsgeßäft selbst in die Hand zu nehmen. Der Vermittler soll mit dem eigentlichen Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage, mit der jeweiligen Lage des Geldmarktes, mit den maßgeblichen Werthen und Erträgen des Grundbesitzes und mit den persönlichen Verhältnissen der Kontrahenten bekannt sein. Der Kauflustige, der Grundbesitz erwerben, oder der Kapitalist, der sein Geld in Hypotheken anlegen will, wird nur in seltenen Fällen den Werth der für den Erwerb oder die Beleihung in Aussicht zu nehmenden Objekte zu prüfen und zu beurtheilen verstehen. Einer Millionenbank stehen aber so umfassende Informationen zur Verfügung, daß sie diese Arbeit erfolgreicher als ein Privatmann bewältigen kann. Eine solche Thätigkeit verdient keinen Vorwurf. Die Preussische Hypotheken-Aktienbank gründete sich zu solchem Zweck die Aktiengesellschaft für Grundbesitz und Hypothekenverkehr. Diese Gesellschaft mag man ruhig weiter arbeiten lassen; sie wird trotz ihrem geringen Aktienkapital von vier Millionen Mark wahrscheinlich überraschende Gewinne erzielen. Sie beziffert den Verkaufswert der ihr gehörigen Grundstücke mit einem Vielfachen des Buchwertes. Das wird auf den ersten Blick unstatthaft erscheinen. Aber ihr Terrainbesitz stammt zum großen Theil noch aus einer Zeit, wo besonders die berliner Bodenpreise einen uns jetzt lächerlich niedrig erscheinenden Stand zeigten. So hat sie einst die Erbschaft der Preussischen Bankanstalt Hensel, Lange, deren Name heute noch nicht ganz vergessen sein dürfte, übernommen. Wenn sie ihre Interessen bis nach Stutari ausdehnt, so entziehen sich die dortigen Werthe freilich unserer Beurtheilung. Aber den berliner und stettiner Besitz, der die glücklichsten Erfolge verheißt, soll man ungeschoren lassen. Die Pfandbriefbesitzer der Preussischen Hypotheken-Aktienbank interessieren allein die Frage, ob sie für ihre Papiere stets die Couponzinsen und die Einlösung zum Nennwerth beim Fälligkeitsstermin erwarten dürfen. Daran ist heute nicht zu zweifeln. Das Geschick der Unglücksraben gilt hauptsächlich dem Direktor dieser Bank, dem Kommerzienrath Sanden. Ihm wird der schwere Vorwurf gemacht, er habe sich ein Vermögen von dreißig oder auch vierzig Millionen Mark — es kommt auf ein paar Millionen bei solchen Erzählungen so genau nicht an — erworben. Wie glücklich wäre der Mann, wenn die mißgünstige vox populi Recht hätte! Aber leider ist ihm in einem langen Leben, trotz unermüdblicher Arbeit, nichts, aber auch gar nichts für die Freisentage geblieben, denn er hat Alles bereitwillig seinem Institut geopfert. Lynkeus.